Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 303

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

10 Jahre Lokremise: Geschäftsführerin Mirjam Hadorn über die Qualitäten und Tücken des Hauses, Negativschlagzeilen und die Zugänglichkeit für die freie Szene. Von Peter Surber

46

Die grosse Freiheit: Kunstschaffende rufen mitten im Toggenburg die «Freie Republik Bad Hemberg» aus. Von Sascha Erni

50

Ein anarchistisches Freudenfest: Die *RUM COLA EP – CUBA LIBRE EP* von Freizeittechnologie of Switzerland. Von Corinne Riedener

51

Krüppel? Nein, Superheld! Der St.Galler Schriftsteller Christoph Keller hat Stadträtin Maria Pappa zu einer «Stadtberollung» eingeladen. Von Sandro Zulian

53

das alles hier, jetzt: Anna Sterns formal gewagter «Roman» über Familie und Freundschaft, über Urvertrauen und Geborgenheit. Von Eva Bachmann

56

Aus der Zuckerfabrik: Dorothee Elmiger holt Sklavereigeschichte in ihre und unsere Gegenwart hinein. Von Peter Surber

58

Wie ein Ritt auf dem Drachenrücken: Simon Deckert legt mit *Siebenmeilenstiefel* ein märchenhaftes Debüt vor. Von Eva Bachmann

60

Thurgauer Verlagslandschaft: Auf einen Fallrückzieher, einen Verkauf und einen Stillstand folgen zwei Vorwärtsschritte, Saatgut und Caracol. Von Dieter Langhart

61

Die Ziegelhütte zeigt Werke der Künstlerin, Heilpraktikerin und Pendlerin Emma Kunz und stellt sie zeitgenössischem Kunstschaffen gegenüber. Von Richard Butz

62

Wie Leben nach dem Überleben? Argyris Sfountouris, der Protagonist der Dokumentation *Ein Lied für Argyris* ist im Kinok zu Gast. Von Karsten Redmann

63

20 Jahre «Work in progress»: Die Compagnie Buffpapier feiert ihr Jubiläum und schlägt auf der Kreuzbleiche ihr Stretch-Zelt auf. Von Sarah Fuhrmann

64

Parcours: Berufswunsch Malerin, Lust auf bessere Zeiten, Offene Ateliers und voll in die Presse

66

«Mehr auftun – Räume und Köpfe: Das wäre mein Wunsch»

Die St.Galler Lokremise ist zehn Jahre alt. Zum Jubiläum gab es Corona, aus dem geplanten grossen Fest wird jetzt im September ein kleineres. Geschäftsführerin Mirjam Hadorn über die Qualitäten und Tücken des Hauses, Negativschlagzeilen, die Zugänglichkeit für die freie Szene und die Kinok-Erfolgsgeschichte. Interview: Peter Surber

Mirjam Hadorn (Bild: Hannes Thalmann)

Saiten: Zehn Jahre Lokremise … Als Jubiläumsgeschenk bekommen Besucherinnen und Besucher unter anderem einen Fächer – symbolträchtig, weil das Gebäude weder Klimaanlage noch Kühlung hat. Ist daran vor zehn Jahren beim Umbau nicht gedacht worden?

Mirjam Hadorn: Ich kenne die Überlegungen von damals zu wenig – aber vor zwei Jahren hat das Hochbauamt eine Studie zur Klimatisierung erstellt, wobei herauskam, dass nur durch massive Eingriffe in das Raumgefühl eine Lösung möglich ist. Die Forderung, auch seitens Stiftungsrat, ist aber klar: Es darf keine Lösung geben, die die Optik des Raums beeinträchtigen würde. Er soll sein Cachet behalten. Man diskutiert jetzt über Beschattungsmöglichkeiten – mehr Bäume oder auch eine Bepflanzung des Dachs könnten helfen, aber das Dach ist seinerseits eine heikle Angelegenheit. Rund um dieses Haus gibt es viele Themen, die kreative Lösungen erfordern. Es ist kein Standardbau, deshalb gibt es auch keine Standardlösungen.

Abgesehen von der fehlenden Klimatisierung: Gibt es weitere Mängel?

Ganz wenige. Die Planung damals war solid, sie bewährt sich in den allermeisten Fällen auch nach zehn Jahren. Verbesserungsfähig ist etwa der Eingang in der Sichel – er hat sich zu einem zweiten Haupteingang entwickelt, das hatte man damals nicht bedacht, er war nur als Notausgang geplant. Wir haben zudem den Bereich des Restaurants nochmal durchleuchtet, da wird es leichte räumliche Veränderungen geben. Das Restaurant soll noch stärker zu einer Begegnungszone werden und mit unterschiedlichen Zonen etwas vom Hallencharakter verlieren. Es soll eine Art Dorfplatz sein; das wird auf die räumliche Gestaltung und das Gastronomieangebot einen Einfluss haben.

Im Sommer machte die Gastronomie und nicht das Jubiläum Schlagzeilen – allerdings negative.

Ja, leider.

Und dabei ist die Kritik am Pächter nicht neu. Es gibt sie schon, seit es die Lokremise gibt.

Bis vor Corona hatte ich keine Bedenken, das Zehnjährige miteinander sehr gut über die Bühne zu bringen, auch wenn die Zusammenarbeit mit dem langjährigen Gastropartner danach beendet sein wird. Corona hat jedoch so viel durcheinandergebracht, für alle Partner in der Lokremise; jeder brauchte seine Zeit, um sich zu orientieren. Die Gastronomie ist ein zentraler Teil des Ganzen, aber finanziell zugleich der schwierigste. Gastro funktioniert rein wirtschaftlich. Das dürfte auch zum Entscheid des Pächters geführt haben, den Betrieb am Wochenende einzustellen, bis ab August das Theater wieder vor Ort ist.

Von Anfang an war der Stil der psg-Gastro und ihre allmächtige Position umstritten. Selbst dem Kinok wurde anfangs keine eigene Bewirtung zugestanden, und Drittveranstalter hängen auf Gedeih und Verderb von ihr ab.

Das darf man nicht dem Pächter zur Last legen. Es war vielmehr im Betriebskonzept der Lok von Anfang an so geregelt, dass der Gastronom die Hoheit hat über das ganze Gastroangebot. Die Realität ist nun einmal so: Nur durch grosse Anlässe kann man den finanziellen Ausgleich zu schwachen Tagen finden. Wenn jetzt im Zusammenhang mit der Kontroverse um die Gastronomie Leute die Lok meiden, dann schmerzt mich das. Denn wer jetzt nicht kommt, schadet primär der Lokremise

und nicht der psg. Die Mitarbeitenden im Service und in der Küche sind mit Herzblut dabei. Klar hätte vieles besser gemacht werden können – aber eine generelle Abwehrhaltung ist falsch, für das ganze Haus und seine Lebendigkeit. Im Übrigen haben wir mit psg in der Zwischenzeit eine einvernehmliche Lösung gefunden. Das Lokal hat seit August wieder sieben Tage die Woche geöffnet.

Ab 2021 übernehmen Mehmet Daku, Samuel Vörös und Marcel Walker das Restaurant. Kommt das gut?

Die Vorzeichen stehen sehr gut. Vom ersten Moment des Ausschreibungsprozesses an über die Umsetzung, die jetzt geplant wird, stosse ich bei den neuen Pächtern auf sehr viel Offenheit und sehr viel Verständnis dafür, wie die Lokremise funktioniert. In diesem Haus braucht es das Zusammenspiel aller, und zugleich sollen die Partner ihre Eigenständigkeit und Eigenheit behalten. Das ist anspruchsvoll mit vier Partnern unter einem Dach.

Wenn man die Stiftung als Betreiberin der Lokremise hinzurechnet, sind es sogar fünf Partner.

Wir sind quasi der Schirm über dem Ganzen. Und ja, es ist manchmal ein Spagat, eine Gratwanderung. Unsere Arbeit hat viel mit Kommunikation und Diplomatie zu tun. Ich stehe stark in einer Vermittlerinnenrolle. Das Konzept mit der Stiftung als Betreiberin der Lok und Vertreterin des Besitzers – des Kantons St.Gallen – ist aber klar geregelt, mit den Kulturpartnern gibt es Leistungsvereinbarungen und mit der Gastro den Pachtvertrag. Mit den Einnahmen aus Miete und Pacht und den Einkünften aus externen Vermietungen finanziert sich die Stiftung. Sie organisiert die Vermietungen und Gastspiele. Anders als in vielen anderen Städten ist das Programm der Gastspiele nicht kuratiert – die Ausnahme: Es gibt Anlässe, die wir ablehnen.

Was sind das für Fälle?

Ich will zum Beispiel keine House-Partys haben in den Sälen. Wir haben viele Party-Anfragen. «Tanzfrei» ist ein Anlass, der zur Lok passt, aber Partys wollen wir nicht in der Lokremise.

Warum nicht?

Wir haben es versucht und festgestellt, dass das Haus nicht geeignet ist dafür. Das betrifft die Lärmisolation, und es betrifft auch die Ordnung danach. Die Lokremise ist ein historisches Gebäude, das muss man berücksichtigen. Was durchaus funktioniert, sind Day-Dance-Partys, also tagsüber. Aber Nacht, Alkoholkonsum und Lärm: Darauf sind das Haus und die Umgebung und die Organisation nicht ausgerichtet. Dafür gibt es geeignetere Räume in der Stadt. Hinzu kommt: Auftrag der Lokremisen-Partner ist es laut Betriebsreglement, «ein qualitativ hochstehendes und innovatives» Kulturprogramm zu gestalten.

Was heisst das? Schon vor der Volksabstimmung 2008 war argumentiert worden, die Lok werde zu einem «elitären» Ort …

Das hat sich nicht bewahrheitet – die Lokremise ist ein offenes Haus. Was aber immer mal wieder eine Gratwanderung ist, sind politische Veranstaltungen. Rein parteipolitische Plattformen wollen wir nicht bieten, aber es gibt Auftritte mit Informationscharakter, wo wir Ausnahmen machen. Frau Amherd war hier, Frau Sommaruga, Herr Berset …

Ist das eine Frage der Prominenz? Oder der inhaltlichen Ausrichtung?

Beim Auftritt von Bundesrätin Amherd für Kampfflugzeuge war ich gespalten, ob wir das akzeptieren. Umgekehrt kann es natürlich nicht sein, dass ich als Geschäftsführerin meine persönliche Sicht auf die Welt und meine Vorlieben einfliessen lasse. Und das Publikum ist mündig genug, sich selber eine Meinung zu bilden. Unser Grundsatz ist, zuerst die Verfügbarkeit der Räume zu klären und dann allenfalls die Inhalte zu diskutieren. Was wir eindeutig ablehnen, sind reine Autoshows. Es gab zwar Informationsanlässe im Zusammenhang etwa mit E-Mobilität, aber PR für einzelne Automarken lehnen wir ab.

Mit welchem Argument?

Mit dem primären Auftrag, Kultur hier in die Lok zu bringen. Die Hierarchie ist klar: Zuerst kommen Kulturanlässe zum Zug, dann die Bildung, dann die Vereine und erst in letzter Priorität Firmenanlässe. Wenn es hart auf hart kommt und Termine kollidieren, dann entscheiden wir uns für die Kultur. Firmenanlässe sind dennoch wichtig für die Finanzierung. Und die Erfahrung ist, dass die Wirtschaft mit ihren Terminanfragen in der Regel sehr früh dran ist und oft auch flexibel, was die Daten betrifft. Bei Kulturveranstaltern vermisse ich manchmal die langfristige Sicht, sie sind oft einen Tick später als die Wirtschaft.

Am 12. September 2010 stand auf der Hollywood-Tafel: «Eröffnung für alle». Ist die Lok wirklich für alle zugänglich? Die Hürden, finanziell und terminlich, sind hoch für die freie Szene. Viele können es sich nicht leisten, die Lokremise zu mieten.

Zugang haben grundsätzlich alle Kulturveranstalter. Kosten für Miete und Technik und Werbung liegen in ihrer Verantwortung, wobei der Kulturtarif der Lok massiv tiefer ist als der normale Ansatz. Diese Tarife wurden damals in enger Abstimmung mit anderen Institutionen bestimmt unter der Frage: Was ist ein fairer Preis für das, was man mit der Lokremise bekommt? Weil es nicht der Auftrag der Stiftung ist, zu kuratieren, ist sie auch nicht für die Finanzierung zuständig. Wir haben die Unterstützung der Gastspiele in Sachen Werbung jedoch stark verbessert gegenüber früher. In der Zeitung «Lokzeit» werden auch Gastveranstaltungen ausführlich vorgestellt.

Dennoch ist die Klage verbreitet, die Lokremise habe kaum freie Termine.

Die Lokremise ist eine Erfolgsgeschichte, sie findet ungeheuer viel Zuspruch auf allen Ebenen – dadurch resultiert auch der Druck auf die Agenda.

Unsere Planung hat etwa anderthalb Jahre Vorlauf. Freie Kapazitäten gibt es während der Sommerpause, in den Ferien oder unter der Woche. Die attraktiven Wochenend-Daten sind hingegen oft schon besetzt.

Das wird noch enger die nächsten zwei Jahre, wenn das Theater im Stadtpark umgebaut wird. Ist die Lok jetzt ausgerechnet im Jubiläumsjahr ganz zu für Dritte?

Zu ist sie nicht, daran arbeiten wir intensiv. Ich konnte schon verschiedene Drittanlässe für nächstes Jahr buchen. Aber es wird schwieriger, und zwar für alle Partner und auch für Firmen und Vereine. Das Theater belegt wegen der Renovation sehr viel mehr Termine im Haus.

Auch im neuen Kulturkonzept der Stadt St.Gallen ist wieder das Haus für die Freien ein Thema. St.Gallen ist seit vielen Jahren auf der Suche nach Räumen – und die Lokremise löst dieses Problem nicht.

Die Lokremise kann, so wie ihr Auftrag formuliert ist, das Problem nicht lösen. Insofern fehlt das Haus für die Freien tatsächlich. Andrerseits: Es gab in den letzten fünf Jahren jedes Jahr mehr Gastspiele. Es ist nicht so, dass die freie Kultur in der Lokremise keinen Platz hat. Auch die Zahl der Bildungsanlässe ist gestiegen, und unter dem Titel «Vereinsanlässe» finden diverse publikumsträchtige Kulturanlässe statt.

Dass die Lokremise nicht offen zugänglich sei, ist also eine Art «Feindbild»?

Man stellt uns zumindest zu Unrecht als die hin, die die «Freien» nicht hereinlassen. Das stimmt schlicht nicht. Es gibt Gäste, die immer mal wieder hier spielen; das Theater 58, Olli Hauenstein, Micha Stuhlmann oder Christof Eschers Stummfilmkonzerte beispielsweise. Es sind vielleicht leisere Anlässe, aber sie finden statt. Wer Kritik übt, sollte sich ein ehrliches Bild machen.

Ist diese Kritik schwierig auszuhalten für Sie?

Nein. Ich setze mich sehr stark für die freie Szene ein, auch gegenüber dem Theater. Die Verfügbarkeit der Räume ist nunmal extrem von den Plänen des Theaters abhängig, und es gelingt nicht immer, Lösungen zu finden. Es ist eine rollende Planung, beim Theater wie bei uns. Die Hauptpartner, die den Grossteil der Miete bezahlen, haben Vorrang. Und: Viele wollen im September spielen, wenn die Saison angeht. Was auch ganz schwierig ist, und da verstehe ich die Kritik der freien Szene gut: Mehrere Tage am Stück zu proben oder aufzuführen, ist fast unmöglich. Für Einzelveranstaltungen oder Gastspiele an zwei Abenden stehen die Chancen besser. Darin liegt wohl auch die grösste Differenz zur Erwartungshaltung, die man damals vor der Eröffnung geschürt hat: Die Lokremise ist kein Ort, den man für zwei oder drei Wochen haben kann für Proben und mehrere Aufführungen. Tanzplan Ost ist allerdings ein Gegenbeispiel: Das Ensemble probte jetzt im Sommer zwei Wochen hier und spielt dann im November vier Tage lang.

Relativ wenig genutzt ist der riesige Raum der Kunstzone.

Die Ausstellungen in der Kunstzone sind täglich zugänglich von Februar bis November. Das entspricht genau der Nutzung, die im Betriebskonzept vorgesehen ist. Die Vernissagen, Kuratorinnen-Führungen und die Museumsnacht sind gut besucht. Wie viele Besucher die Ausstellungen darüber hinaus anziehen, ist allerdings eine andere Frage.

Das Kunstmuseum wird im Stadtpark ausgebaut, das Kinok bräuchte in der Lokremise einen zweiten Saal – das wäre doch der ideale Moment, um den Ausstellungsraum neu zu denken oder neu aufzuteilen, zum Beispiel mit einem Kinosaal und einem Experimentierraum für die freie Kunst- und Performance-Szene.

Eine andere Idee wäre, das Theaterprovisorium vor der Tonhalle nach dem Umbau nicht abzubrechen, sondern an einem neuen Ort aufzustellen … Mit Fantasien ist es in der Lokremise allerdings nicht ganz einfach. Sie ist stark verankert in der kantonalen Politik; für Veränderungen, auch realistische, sind diverse Hürden zu überwinden. Aber ein zweiter Kinosaal oder ein Raum für die freie Szene: Solche Überlegungen verfolge ich gern mit und weiter. Nur durch Wandel kann man sicherstellen, dass eine Institution über Jahrzehnte funktioniert. Man muss sich zwischendurch neu erfinden, um Bestand zu haben, das gilt auch für das Restaurant, es gilt für alle Partner.

Bei dem Publikumserfolg, den das Kinok hat, wäre ein zweiter Saal jedenfalls dringend.

Das Kinok hat, unter anderem vielleicht auch «dank» der Tatsache, dass es nur einen Saal hat, eine hohe Kreativität und fantastische Entwicklung hingelegt. Die zehn Jahre Lokremise sind auch eine riesige Kinok-Erfolgsgeschichte. Dass es ein Kino schafft, in der heutigen Zeit eine solche Relevanz hinzubekommen, ist dem engagierten Team und der ausgezeichneten Programmierung zu verdanken.

Was zeichnet in Ihren Augen die Lokremise grundsätzlich aus?

Es ist ein lebendiger, inspirierender Ort, der Unterhaltung auf sehr gutem Niveau bietet. Mit Unterhaltung meine ich Anlässe und Ausstellungen, die zum Nachdenken anregen und neue Impulse geben. Die Vielfalt der Sparten trägt dazu bei, die Mischung. Eine kontemplative Ausstellung, das lebendige Restaurant, ein gutbesuchtes Kino und Theater mit zeitgenössischen Themen: Mit dieser Bandbreite spricht die Lokremise die verschiedensten Leute an, die sich auf Kultur einlassen wollen.

Inwiefern hat sich die Stadt St.Gallen durch die Lokremise verändert?

Die Lokremise ist ein wichtiger und starker Ort, ein sehr urbanes Konstrukt, wie man es in Metropolen findet. Allerdings ist mir St.Gallen an Wochenenden und an Abenden immer noch zu ruhig. Corona verfälscht momentan das Bild, aber auch davor war es so: wenig Leute auf der

Strasse … «Verschlafen» wäre das falsche Wort, aber ruhig ist St.Gallen sehr. Nur schon in Winterthur ist viel mehr Betrieb auf den Gassen, die Bevölkerung bewegt sich, das macht eine Stadt urban. Dabei ist das kulturelle Angebot St.Gallens ja sehr gut.

Steht die Lokremise in Konkurrenz zu anderen Lokalen, zu Grabenhalle, Kugl, Palace?

Ich sehe das nicht als Konkurrenz. Das sind alles sich ergänzende Angebote, und jeder Ort hat sein Publikum. Wir merken zwar zum Beispiel: Wenn Olma ist, kommen weniger Leute in die Lok. Vielleicht kann es irgendwann eine Übersättigung geben, aber so weit sind wir nicht.

Statt Jubiläum gab es 2020 erstmal den Lockdown. Wie hat die Lokremise ihn überstanden?

Die Pandemiekrise war und ist weiterhin eine grosse Herausforderung. Lösungen für Veranstaltungen sind das eine – jetzt geht es darum, die Menschen davon zu überzeugen, wieder hierher zu kommen, zu kommunizieren, dass Kultur stattfindet und dass man sie gefahrenfrei konsumieren kann. Das Kinok sammelt Erfahrungen, das Theater hat vor der Sommerpause openair gespielt und gezeigt: Es gibt gute Lösungen. Ich glaube aber, dass sich der ganze Kulturbetrieb neue Fragen stellen muss. Die alten Rezepte hervorzunehmen, funktioniert nicht mehr. Wir überlegen fortlaufend, wie wir es schaffen, dass die Lok wieder ein lebendiger Ort wird. Und das ist nicht bloss eine Frage des Programmangebots, sondern der individuellen Entscheidung: Wie und wann gehe ich wieder in die Öffentlichkeit? Wer allein Kultur erleben will, hat übrigens in der Lokremise auch die Möglichkeit: Das Theater hat eine Hörbox entwickelt, in der man Hörspiele für sich allein anhören kann, so lange, wie man will. Das ist eine der Initiativen, die aus der Coronakrise entstanden sind.

Das Problem ist ja vor allem der Abstand.

Ja, das ist eine Herausforderung, aber die Lokremise ist in einer privilegierten Ausgangslage, weil sie so gross ist. Selbst im Restaurant kann man die Abstände locker einhalten. Es gibt kaum ein Ort, der mit so wenigen Eingriffen weiterarbeiten kann wie wir. Und das Raumgefühl bleibt erhalten. Auch die Rondelle ist fantastisch.

Wie sieht das Jubiläum aus? Es war ja ein grosses Fest geplant …

Wir haben vom grossen Fest Abstand genommen, aber wir feiern am 12. September mit verschiedenen kleineren Angeboten, von zehn Uhr morgens bis Mitternacht. Es gibt diverse Kulturinseln, Musik, Lesungen, Führungen, Tanzeinlagen. Wir haben Interne und Externe eingeladen, einen Programmpunkt zu übernehmen. Das Kinok bietet ein Spezialprogramm, das Kunstmuseum zeigt Performances, und das Theater spielt seine zwei Stücke, die zum Saisonauftakt im Programm sind, gratis, das Kinderstück *Monster* und die Uraufführung *Die Gastfremden*. Das im August gespielte Stück des ebenfalls zehn Jahre alten Cirque de Loin, *Seelig* stand nicht im direkten Zusammenhang mit dem Jubiläum, passte aber ideal, auch deshalb, weil das Servicepersonal des Restaurants eingebunden war ins Stück. Das ist in der Lokremise noch nie dagewesen. Im Moment wachsen viele über sich selber hinaus.

Spartenübergreifende Produktionen gab es nur sporadisch. Warum?

Ein solches Projekt, eine Zusammenarbeit von Kunstmuseum und Theater, war zum Jubiläum geplant, ist jedoch von Corona gebodigt worden, auch weil internationale Künstler involviert gewesen wären. Die Idee kommt aber nächstes Jahr in adaptierter Form wieder. Man könnte in der Tat mehr kooperieren, wenn man alle Sparten in einem Haus hat, das würde mich freuen.

Was ist Ihr Wunsch für die nächsten zehn Jahre?

Dass man es noch viel stärker schafft, über den eigenen Gartenhag hinauszudenken und eine Dynamik hinkriegt, mehr miteinander zu machen und dem Publikum neuartige Lok-spezifische Erlebnisse bieten. Die Lokremise macht extrem viele gute Dinge, aber fast durchwegs innerhalb der Sparten. Das ist schade, denn der Ort würde so viele Möglichkeiten bieten, Grenzen aufzubrechen. Das setzt allerdings flexible Planungen voraus – eine komplexe Aufgabe, weil jedes Haus in eigenen Planungen drinsteckt, von denen die Lokremise und ihr Programm abhängt. Es sind teils schwerfällige Apparate mit vielen Strukturen und Zwängen, bestimmt vom Auftrag, den die Häuser zu erfüllen haben. Mehr auftun – Räume und Köpfe: Das wäre mein Wunsch.

10 Jahre Lokremise – der Jubiläumstag: 12. September, ab 10 Uhr. Mit Konzerten, Lesungen, Filmen, Aufführungen und Performances in allen Räumen und Kinderprogramm. Mitwirkende: Kunstmuseum St.Gallen, Kinok, Konzert und Theater St.Gallen, LokoFoniker, Romeo Meyer und Mirjam Woggon, Fiera Brandella, Panorama Dance Theater, Christoph Pfändler, Tanzplan Ost, Lika Nüssli, Theatertanzschule, ConfusionArt Collective, Sven Bösiger, Maria Ursprung und tanzfrei

Infos und Programm: lokremise.ch

Die grosse Freiheit

Mit möglichst wenigen Vorschriften rufen Kunstschaffende mitten im Toggenburg die «Freie Republik Bad Hemberg» aus. 27 Kunstprojekte beherbergt die Wanderausstellung arthur#14. Von Sascha Erni

«Wir haben einfach so gearbeitet, als sei nichts», sagt Leo Morger beim Gespräch in seinem Wattwiler Wohnhaus.

Letztes Jahr wanderte Arthur noch in Kellern und durch den Untergrund, etwa bei der Performance von «Skiclub Toggenburg».

Zum 14. Mal macht sich Kunsthalle[n] Toggenburg mit der Wanderausstellung «arthur» auf die Reise. Nachdem es 2019 in den Untergrund Lichtensteigs ging, steht nun vom 5. bis 26. September frische Luft auf dem Programm: Im und ums Gasthaus Bad entsteht die «Freie Republik Bad Hemberg».

«Es war schon länger unser Wunsch, mal so richtig raus zu gehen, auf Wanderschaft eben», erklärt Leo Morger, Vereinspräsident von Kunsthalle[n] Toggenburg. Kulturschaffende aus dem In- und Ausland werden 27 Projekte präsentieren – vielleicht werden es bis zur Vernissage auch mehr sein, noch vor wenigen Wochen war nur von 25 Exponaten und Performances die Rede.

Leo Morger lacht. «Eigentlich wollten wir mal wieder etwas Ruhigeres, Kleineres machen. Und jetzt ist es noch grösser und länger geworden.» Statt den üblichen zwei findet die Wanderausstellung 2020 ganze drei Wochen statt. Geschuldet ist dies dem Gesamtkonzept – denn in der freien Republik sollen nicht nur Besucherinnen und Besucher ein und aus gehen, die Kunstschaffenden sollen dort auch wohnen und leben.

Freiheit als zentrales Thema

Bereits im Rahmen der Ausschreibung hielt Kunsthalle[n] Toggenburg an der Idee eines performativen Gesamtkunstwerks fest. Anstelle von Projekteingaben war das Erbringen eines «Bedarfsnachweises» nötig, der Verein stellte dann den gesamthaft über 50 Künstlerinnen und Künstlern eine «Aufenthaltsbewilligung» aus.

«Das war schon ein bisschen ein Risiko, aber das gehört bei solchen Experimenten mit dazu», schmunzelt Morger. Gemeldet haben sich Einzelkünstlerinnen und Kollektive von Basel bis Wien, von Berlin bis Bern – und natürlich auch Kulturschaffende aus St.Gallen und der Region. Viele werden auf dem Gelände nicht nur ausstellen, sondern es drei Wochen lang bevölkern.

Im 19. Jahrhundert hatte man zeitweilig versucht, Hemberg als Bade- und Kurort zu etablieren, daran angelehnt wird nun an selber Stelle temporär die Republik ausgerufen. Dabei soll die vorhandene Infrastruktur kreativ genutzt werden. Ob Sägerei oder Gasthaus, See oder Waldstück: Überall können sich die Künstlerinnen und Künstler im wahrsten Sinne des Wortes ausleben.

Anders als die Jahre zuvor spielen in Hemberg auch Tanz, Musik, Literatur und Theater gleichwertig mit, statt als blosses Rahmenprogramm zu dienen. Auch Speis und Trank erhalten ihren Platz. Ganz so, wie in einer freien Republik alle Berufe und Lebensentwürfe ihren Platz finden wollen, gehören in Hemberg alle kulturellen Disziplinen zum Gesamtprogramm. «Freiheit ist hier ein zentrales Thema, wir wollen möglichst wenige Vorschriften machen», betont Leo Morger.

Corona mal nicht als Störfaktor

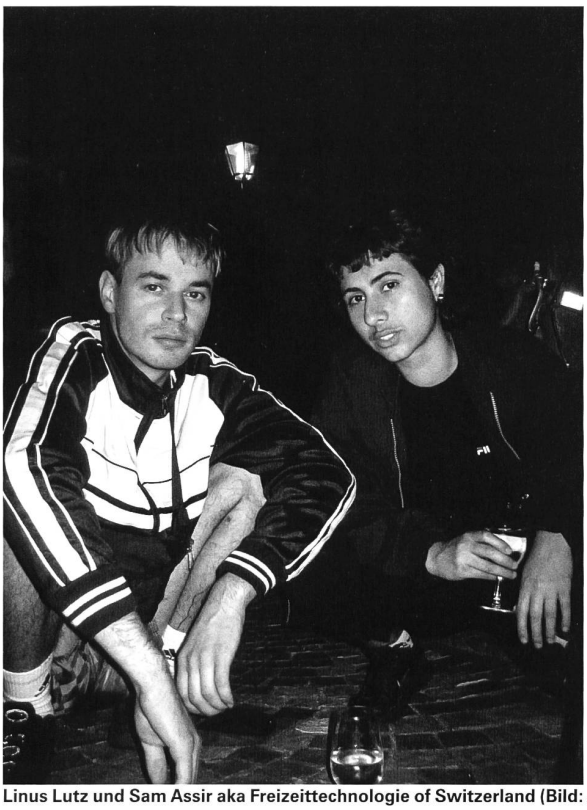
Im Vorfeld eingeschränkt wurde die Freiheit auch für Kunst und Kultur durch die Corona-Pandemie. Aber Kunsthalle[n] Toggenburg hatte in der Hinsicht Glück, sagt Morger. Schon früh war das Interesse an der freien Republik sehr gross; im Januar und Februar, lange vor dem Shutdown, war praktisch alles unter Dach und Fach. Während des Shutdowns konnten die Kunstschaffenden also individuell und ohne besonderen Druck Vorarbeiten leisten.

«Wir haben einfach so gearbeitet, als sei nichts», erinnert sich Morger, «und wir haben immer die Hoffnung gehabt, dass die Situation Ausstellungen im September zulassen wird.» Die Chancen stehen, insbesondere für ein Freiluft-Projekt wie der «Republik» in Hemberg, nicht schlecht.

Freie Republik Bad Hemberg: 5. bis 26. September.
Informationen, Programm und virtueller Rundgang: kunsthallen-toggenburg.ch

Zeit für Randale

Migrantenkinder, Logistikkapitalismus und 1000 Jahre Musen-Dasein: Die im August erschienene *RUM COLA EP – CUBA LIBRE EP* von Freizeittechnologie of Switzerland ist ein anarchistisches Freudenfest. Von Corinne Riedener



Linus Lutz und Sam Assir aka Freizeittechnologie of Switzerland (Bild: Joris Lutz)

Linus Lutz kommt im Rocky-Shirt, Sam Assir in Thaiboxhosen. Wir sitzen in der Gartenbeiz vor dem Hotel Metropol am St.Galler Hauptbahnhof. 30 Grad, die Luft flirrt, das Pflaster heiss wie die Lieferketten von Amazon und überall Menschen mit Masken. Es ist Sommer, aber die Gemüter sind schwer. Da hilft nur Prosecco.

Allzu oft kommt es nicht vor, dass Linus und Sam gleichzeitig in der Stadt sind. Beide sind zwar hier aufgewachsen, aber Sam, auch Teil des Kollektivs «Die Leiden der jungen Bertha*», studiert mittlerweile Kunst in Halle und Linus, einer von den Gaffa-Boys, studiert Kunst in Bern. Zusammen sind sie Freizeittechnologie Of Switzerland und machen technoiden Punk-Trap. Im Lockdown haben sie sich zusammengetan und ihre Sounds der letzten eineinhalb Jahre verfeinert, ausproduziert und auf eine EP gepackt: Mitte August ist die *RUM COLA EP – CUBA LIBRE EP* erschienen.

Wohlige Endzeitstimmung

Es sind düstere 25 Minuten, hässig, parolig, widersprüchlich und voller Sehnsucht. Der Soundtrack zum Spätkapitalismus – unbedingt zu empfehlen. Er frisst sich ins Innenohr und verbreitet dort eine wohlige Endzeitstimmung, in der alles erlaubt scheint, weil ohnehin alles verloren ist und wir die Abzweigung zum Glück längst verpasst haben.

Da kommt ordentlich anarchistische Freude auf, wenn Sam zum Beispiel von den Musen singt, die «1000 Jahre auf irgendwelchen Couches rumgesessen» haben, «ausgezogen». Aber jetzt haben sie Knarren. Und man stellt sich vor, wie sie mit erhobenen Sturmgewehren und Versace-Bandanas durch die Gassen scharmützeln.

Oder wenn Sam in *Pyro* von den «Zalando-Kids in Supreme-Klamotten» singsangt, die sich «zahnversichert ins Auslandsemester» vertauben, während «das Haus deiner Mutter brennt». Das tönt alles nach sehr wenig Future, ähnlich wie in den 70ern. Und von den Punks damals wissen wir ja auch, dass es keine Sünde mehr geben kann, wenn es keine Zukunft mehr gibt.

So gesehen ist es nur konsequent, wenn es später in *B12* heisst: «Und wir schreiben uns Liebesgedichte über den Logistikkapitalismus. Wir sind die Zombies eurer Apokalypse. Mein Desinfektionsmittel riecht nach deinem Schwanz. Ich kann gar nicht so viel Vitamin B12 fressen, wie ich Speed zieh'.»

Diese Pflastersteinsätze sind gut auf Synth-Kies und Bassbrocken gebettet. Ein bisschen Autotune ist auch mit dabei und natürlich die Echos der alten Welt. Das ist das Bemerkenswerte an dieser EP: Die Wut drückt zwar immer durch, aber der Sound dazu grenzt manchmal fast schon an Gleichgültigkeit – auf gute Weise. Ein durch und durch zeitgenössisches Gefühl, abgeklärt, aber auch nah an der Randale, am Aufstand. Oder wie Sam in *Schaltjahr* singt, wo es um die Kids geht, «die ganz genau wissen, warum sie keinen weissen Männern mehr trau'n»: «Und noch eine Tote mehr und es knallt.»

Marmorteppich und Aquariumzimmer

Auch wenn die Lyrics eher rudimentär sind, wird schnell klar, worum es auf dieser EP geht: gegen Rassismus, Diskriminierung, den Ausverkauf des Kapitals. «Und um die Widersprüchlichkeit in der Welt», fügen Sam und Linus an. «Wir üben Konsumkritik, aber träumen vielleicht insgeheim auch von einem Aquariumzimmer und einer Villa mit Marmorteppich in mexikanisch Kalifornien. Wer weiss das schon … »

Der Lockdown kam den beiden nicht ungelegen. «So hatten wir endlich die Zeit, an unserem Sound zu feilen, Unnötiges rauszuschmeissen und dem Ganzen mehr Profil zu verleihen», sagt Linus. «Die Lyrics dazu sind gleichzeitig und fast organisch entstanden.» Produziert haben sie alles von A bis Z selber. Mit etwas Coaching von Michael Gallusser von Stahlberger, der auch Göldin und Bit-Tuner auf die Sprünge geholfen hat – ein unüberhörbarer Einfluss.

Das letzte Mal auf der Bühne gestanden sind Linus und Sam im vergangenen Februar, also vor der Pandemie, als Support von One Mother im Palace. «Dieses Konzert hat uns damals einen richtigen Kick gegeben», sagen sie. «Auch darum haben wir beschlossen, diese EP zu machen. Ein fixes Datum für die Taufe gibt es noch nicht, aber wir freuen uns, sie hoffentlich bald einmal live präsentieren zu können.»

Dieser Text erschien auch auf saiten.ch/nah-an-der-randale

Freizeittechnologie of Switzerland: *RUM COLA EP – CUBA LIBRE EP*, erhältlich auf: bandcamp.com/album/rum-cola-ep-cuba-libre-ep

COMMITTED TO THE AUDIENCE

Vor über 20 Jahren begannen wir selber als Veranstalter. Alles was wir wollten, waren glückliche Gäste. Für sie haben wir alles gegeben, ihnen fühlten wir uns verpflichtet.

Mittlerweile sind wir Experten für Veranstaltungstechnik. Mit unseren Konzepten und Lösungen sorgen wir zusammen mit Veranstaltern und Künstlern für begeistertes Publikum.

Wir sind **COMMITTED TO THE AUDIENCE.**

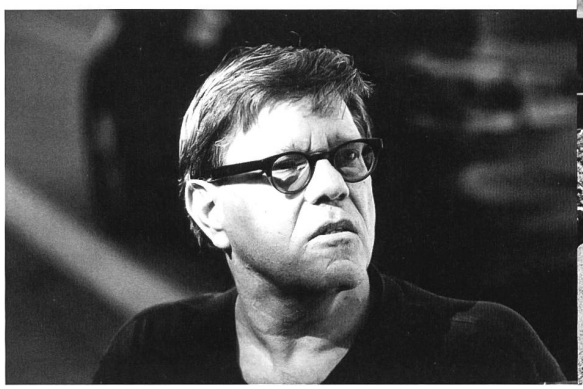
MOVING
LIGHT SOUND
MEDIA

WWW.MOVING.CH
+41 (0)71 311 60 11

KUNSTHALLE[N] TOGGENBURG
05.9.—26.9. 2020
FREIE REPUBLIK BAD HEMBERG
WEITERE INFORMATIONEN: ww.KUNSTHALLEN—TOGGENBURG.CH

Krüppel? Nein, Superheld!

Noch immer werden viele Menschen im Rollstuhl von der gehenden Bevölkerung kaum oder gar nicht wahrgenommen. In seinem neuen Buch schreibt der St.Galler Schriftsteller Christoph Keller über diese Problematik – und hat Stadträtin Maria Pappa zu einer «Stadtberollung» eingeladen. Von Sandro Zulian.



Samstagmorgen, 10 Uhr an der Goethestrasse in St.Gallen. Schriftsteller Christoph Keller wohnt in einem schönen Quartier am Fusse Rotmontens. Ebenfalls anwesend ist Stadträtin Maria Pappa, zuständig für die Direktion Planung und Bau der Stadt St.Gallen.

Keller (1963) erhielt bereits in Jugendjahren die Diagnose Spinale Muskelatrophie. Er hat SMA 3, «Die fröhlichste von allen», wie er in seinem neuen Buch *Jeder Krüppel ein Superheld* schreibt. Und weiter: «SMA ist nicht leicht zu verstehen. SMA verlangsamt dich. SMA hört nie auf, dich zu verlangsamen. SMA hebt Muskelfunktionen auf. SMA schmerzt nicht. (Die Nebenwirkungen schon.) SMA ist großzügig, SMA ist grausam. SMA ist die Geschichte vom Verlust deiner Muskelkraft.»

Längere Zeit hatte Keller zwei Existenzen: einerseits im Rollstuhl, andererseits aber auch gehend, da er trotz Befund seine Muskeln noch einige Zeit benutzen konnte. Heute kann Keller nicht mehr gehen, er ist auf den Rollstuhl angewiesen. Nach mehreren Jahren in den USA ist er nun zurück in seiner Heimatstadt St.Gallen und kämpft nach wie vor gegen die existierenden Barrieren, für freie Bahn – auch im Rollstuhl. «Ich wünsche mir grösseres Bewusstsein aus der Politik. Und natürlich erhoffe ich mir künftig, dass auch die Gehenden mit einem anderen Blickwinkel durch die Stadt laufen.» «Normale» nennt Keller die Gehenden ungern. «Denn das würde suggerieren, dass ich nicht normal bin und das stimmt ja nicht.»

«Darf eigentlich nicht passieren»

«Siehst du, diese Rampe ist toll. So sollte es überall sein», sagt Keller an diesem sonnigen Vormittag zu Maria Pappa. Ein-, zweimal rollt er die Rampe vom Trottoir auf die Goethestrasse hoch und wieder runter. Doch bald schon zeigen sich die ersten Probleme. Die Baustelle ist wohl einer der grössten Feinde von mobilitätseingeschränkten Menschen. «Hier muss ich rückwärts runter, sonst falle ich aus dem Rollstuhl», sagt Keller lapidar. Hier wurde ausserdem eine neue Rampe gebaut, eine mit zwei Stufen. Somit muss Keller zwei Mal drei Zentimeter überwinden.

Stadträtin Maria Pappa zeigt Verständnis: «So etwas darf eigentlich nicht passieren. Ich werde schauen, wie diese Situation mit der Procap (die grösste Selbsthilfeorganisation von Menschen mit Behinderung in der Schweiz) und Obvita (Organisation des Ostschweizerischen Blindenfürsorgevereins) im Vorfeld abgemacht war.» Die Strassen seien genormt und genau solche Situationen würden besprochen und Massnahmen ergriffen. «Sehbehinderte und Gehbehinderte haben andere Ansprüche an eine solche Rampe. Das ist die Schwierigkeit.»

In den USA dürfen Behinderte klagen

Auch das Thema Politik kommt auf. Warum sitzen so wenige Menschen im Rollstuhl oder mit anderen Behinderungen in der parlamentarischen Vertretung des Volkes, in den Kantonsräten und Stadtparlamenten? Eine abschliessende Antwort darauf gibt es nicht. Er fühle sich manchmal auch ausgeschlossen, sagt Keller: «Es fängt bei den Strukturen an, die eine Stadt bietet oder eben nicht bietet.» Oft müsse er viel Zeit aufwenden, um überhaupt irgendwo reinzukommen. So auch letztens bei einer Veranstaltung in der Kantonsbibliothek Vadiana. Für Keller beginnt da der Zwist. Barrierefreiheit vs. Denkmalschutz: «Was ist wichtiger? Steine oder Menschenleben?» Auch Pappa gibt zu: «Dort haben wir tatsächlich viele Schwierigkeiten.»

Seit 2004 gibt es in der Schweiz das Behindertengleichstellungsgesetz. Gemäss Bundesrat ist das oberste Ziel des Gesetzes die Schaffung von «Rahmenbedingungen, welche die Unabhängigkeit Behinderter von der Hilfe durch Drittpersonen erlauben und damit vom Gefühl befreien, von anderen Personen abhängig zu sein». Doch Keller findet das Gesetz eher harmlos, «zahnlos», wie er sagt, denn: «Man darf in der Schweiz nicht gegen Missstände klagen. In den

USA gibt es den Americans with Disabilities Act, der es mobilitätseingeschränkten Menschen erlaubt, vor Gericht ihr Recht einzufordern.» Dieses Gesetz aus dem Jahr 1990 sei zwar scharf, es zeige aber auch auf, dass es den Menschen wichtig ist, echte Gleichstellung herzustellen.

Fast eine Stunde im Museum herumgeirrt

Kellers neues Buch *Jeder Krüppel ein Superheld* ist im August erschienen. Die Wortwahl lässt aufhorchen, da insbesondere gehende Menschen eine Gehbehinderung als eine Art Last sehen. Keller jedoch hat eine andere Sichtweise: «Wir müssen mit einer ganz anderen Voraussetzung versuchen, normal zu sein. Wenn man so herabreduziert wird, muss man zum Superheld werden, um das ‹normale› Niveau wieder zu erreichen.»

Das Buch hat es in sich. In einem Kapitel schildert Keller, wie er einmal fast eine ganze Stunde im «Met», dem «Metropolitan Museum of Art» in New York herumirrt. Offenbar fühlt sich niemand so wirklich zuständig, ihm den korrekten Weg für Gehbehinderte zur Asiatischen Ausstellung zu zeigen. Mal wissen die Mitarbeitenden schlicht nicht, wo sich der barrierefreie Weg durchschlängelt. Der Lift für Gehbehinderte führt dann aber in ein Stockwerk, in dem es wieder Stufen gibt. Nach über 50 Minuten und einer wahrhaftigen Odyssee durch das Museum kommt er endlich bei der Asiatischen Kunst an. Es sollte eigentlich einfacher gehen. Keller quittiert in seinem Buch: «Für die vielen, die es wie ich mit einer Behinderung zu tun haben, ist dies das verfluchteste aller Wörter. Sollte, sollte, ja, sollte!»

Keller, der Kafka-Freund

Sein neues Buch trägt den Nebentitel «Splitter aus einem Leben in der Exklusion». Seine eigenen, autobiografischen Eindrücke und Erlebnisse werden immer wieder durch kurze Gedankenblitze («schon bemerkt? die leute sagen nicht mehr: sei willkommen. sie sagen: kein problem. früher waren wir willkommen. jetzt sind wir kein problem.») und durch eine fiktive Erzählung eines jungen Liebespärchens unterbrochen.

Auch diese handelt von Exklusion. Der Mann in der Beziehung bemerkt plötzlich eine kleine Hautveränderung an seinem Bauch und schickt sich an, diese zu überprüfen. Der Arzt versichert ihm, dass es sich dabei um nichts handelt. Wie falsch er liegt, zeigt das kafkaeske Gefühl, das den Leser überkommt, als plötzlich etwas aus dem Nabel des Mannes huscht und seitdem auf ihm lebt. Die Ähnlichkeit zur beengenden und beängstigenden Erzählung *Die Verwandlung* von Franz Kafka ist unüberlesbar. Überdies spickt Keller sein Werk auch immer wieder mit Fotografien von mehr oder weniger unüberwindbaren Hindernissen auf Trottoirs in New York.

Profis in der Buchhandlung Comedia

Langsam arbeiten wir uns die Strasse in Richtung Stadt hinab. Immer wieder weist Keller auf Rampen und Orte hin, die er für Gehbehinderte nicht für ideal hält. Stadträtin Pappa fotografiert jedes Hindernis, jede Barriere, die Keller aufzeigt. Neben dem Casino St.Gallen arbeiten wir uns weiter in Richtung Schützengarten. Dort müssen wir die Strasse überqueren, weil Keller mit Rollstuhl nicht durch die Passarelle Torstrasse/St.Jakob-Strasse kommt. Die Rampe ist allerdings ziemlich steil, sodass Keller rückwärts hinabrollen muss. Auch wenn er die Fussgängerampel gedrückt hat, ist es nicht angenehm, so über die Strasse zu müssen. «Die Autofahrer wissen nicht, was ich will, wenn ich rückwärts vor der Rampe stehe». Noch mühseliger wird das Ganze, wenn die Rampe nicht direkt bei der Ampel stehe. Dann könne es durchaus gefährlich werden. Doch er lobt auch die rücksichtsvollen Autofahrer, die sich Mühe geben, ihn ohne Probleme über die Strasse zu lassen.

Bilder: Hannes Thalmann

Als in der Goliathgasse die Pflastersteine beginnen, sagt Keller: «Das mag ich, das ist wie eine kleine Massage, wenn man darüber rollt. Allerdings nicht zu lang.» Im gleichen Atemzug fügt er aber auch an, dass viele Menschen im Rollstuhl Pflastersteine gar nicht mögen. Der Rollstuhl macht eben nicht alle Gehbehinderten «gleich».

Der nächste Halt ist die Comedia Buchhandlung im Herzen der Innenstadt, nahe dem Marktplatz. «Die haben so eine gute Rampe hier», sagt Keller. Auch so ein Punkt, den er oft kritisiert. Viele Restaurants oder Lokale hätten zwar eine Rampe, die Mitarbeitenden wüssten aber oft nicht, wo sich diese genau befindet und wie man sie korrekt anbringt. Das fühle sich an, als ob man nicht genug beachtet werde.

Die beiden Buchhändlerinnen in der Comedia sind allerdings Profis, wenn es um Inklusion geht. Sie sehen Keller vor dem Laden, als er ihnen zuwinkt. Innert Sekunden stellen sie eine metallene Rampe über die zwei Stufen, die für Keller ansonsten unüberwindbar wären, und schon rollt er hinein. Seine Lieblings-Buchhandlung. Augenscheinlich nicht nur wegen des Angebots an Büchern.

Weiter fährt unsere kleine Entourage über den Marktplatz. «Ich sage immer, man hätte doch schon im Jahr 1750 mit der Gleichstellung anfangen sollen, dann wäre heute vielleicht alles okay.» Maria Pappa lacht, gibt aber zu bedenken: «Es gibt auch heute noch neue Bauten, bei denen man sich überlegen könnte, was da hätte besser gemacht werden können.» Als Beispiel führt sie an, dass nun die Strassen den Bussen angepasst werden, anstatt umgekehrt: «Beim Bahnhof und Marktplatz mussten sich betagte Menschen umgewöhnen, dass direkt bei der Haltekante nicht mehr der Übergang ist, weil dieser nun zu hoch ist. Die Haltekante wird erst weiter vorne oder hinten wieder ebenerdig.»

Abschluss beim besten Lift der Stadt

Über die Marktgasse geht es weiter bis hin zum Gallusplatz, der in der Morgensonne noch schöner daherkommt. Als letzte Haltestelle möchte Keller uns den besten Lift in der Stadt zeigen, jenen bei der Kellerbühne.

Thomas Schwarz, technischer Leiter des St.Galler Kleintheaters, wartet bereits auf uns und ruft per Schlüsselumdrehung den Lift. Plötzlich fängt sich der Boden an anzuheben und schwebt immer höher auf den Platz, eine gelbe Warnlampe blinkt, ein Warnton erklingt. Der Lift (Baujahr 2008) ist auf dem Dach mit Pflastersteinen versehen, sodass man ihn glatt übersehen könnte, wenn man nicht weiss, dass es ihn gibt.

Nach einer kurzen Fahrt mit Maria Pappa im Lift erscheinen die beiden wieder aus dem Boden und die Stadtberollung ist zu Ende. Im Restaurant «Drahtseilbähnli» lässt man den Vormittag bei Kaffee und Eistee noch einmal Revue passieren.

Bei Stadträtin Maria Pappa hat der erste Teil der Führung viel Eindruck hinterlassen. «Es kann nicht sein, dass wir trotz ständigem Austausch mit Behindertenorganisationen noch immer manchmal Situationen erleben, die so nicht vorkommen dürfen.» Namentlich, dass Rollstuhlfahrer teils immer noch rückwärts in die Strasse hineinfahren müssen, weil es anders nicht geht. «Ich werde das bestimmt zurückmelden in der Direktion und hoffe, dass wir eine andere, eine bessere Lösung finden.»

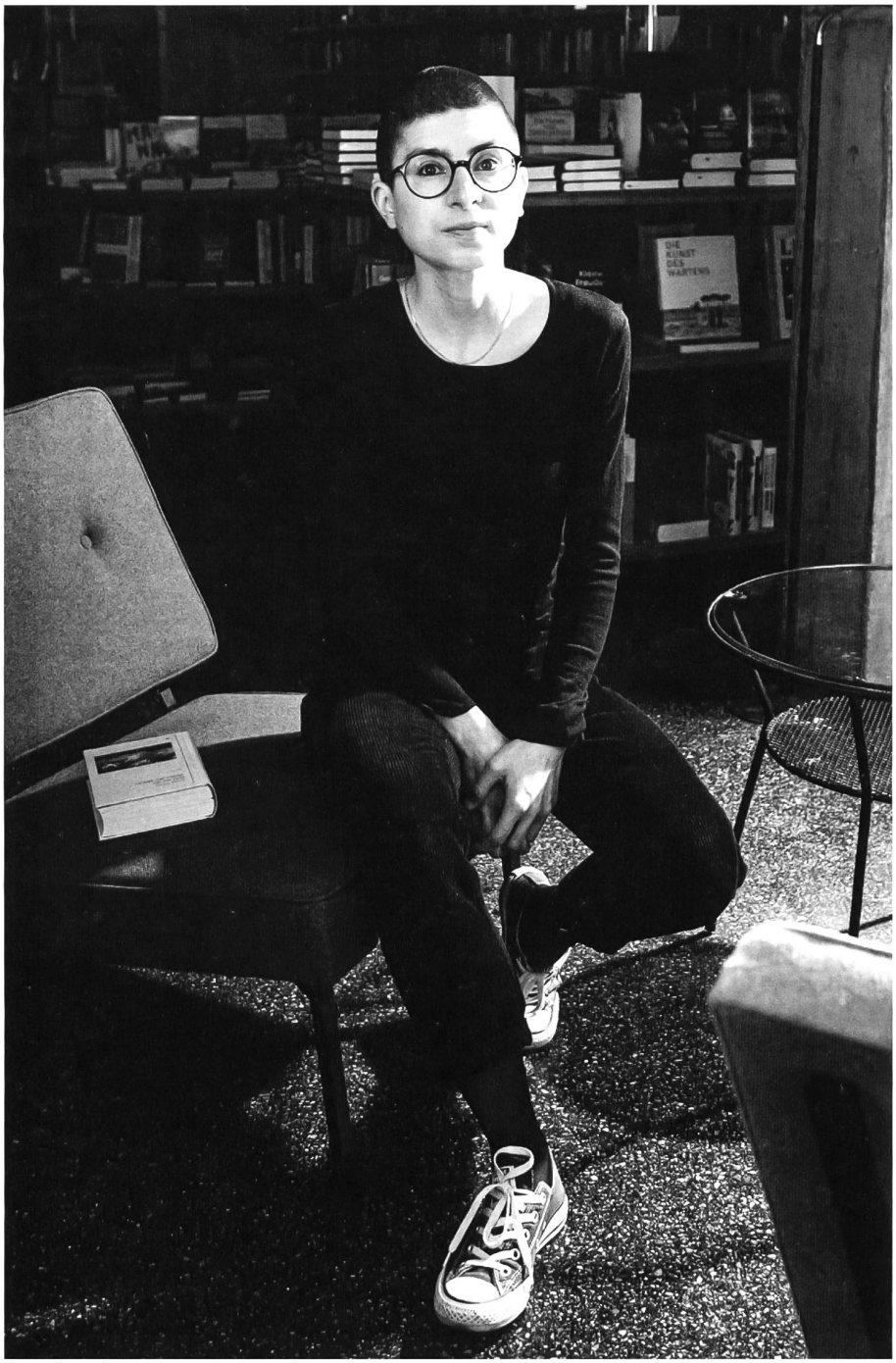
Zufrieden mit seiner Stadtberollung ist auch Keller: «Ich habe ein sehr gutes Gefühl. Mir ist es gelungen, mich an oberster Stelle einzubringen, in Wort und Bild.» Er spüre überdies eine grosse Offenheit und wünscht sich, dass der Dialog nun weitergeht und man sich nicht erst in fünf Jahren wieder trifft. «Ich hoffe, ich konnte etwas erschaffen, das man in Zukunft wie ein schönes Gärtlein giessen und pflegen kann.»

Lesung mit Christoph Keller: 26. Oktober, Kellerbühne St.Gallen

Christoph Keller: *Jeder Krüppel ein Superheld – Splitter aus einem Leben in der Exklusion*. Limmat Verlag, Zürich 2020, 216 Seiten, CHF 28.–

Die Vergangenheit ist aus dem Sortiment entfernt

Anna Stern hat ein Buch geschrieben über Familie und Freundschaft, über Urvertrauen und Geborgenheit. Ein Todesfall zerreisst jäh die Verbindung von Vergangenem und Gegenwärtigem. *das alles hier, jetzt* ist ein tief empfundener und gleichzeitig auch formal gewagter «Roman». Von Eva Bachmann



Anna Stern (Bild: Florian Bachmann)

Anna Stern ist 30, doktoriert an der ETH über Antibiotikaresistenzen und schreibt – ziemlich viel. Nach drei Romanen und einem Erzählband erscheint bereits ihr fünftes Buch: *das alles hier, jetzt*, vom Verlag «Roman» genannt. So ganz klar ist diese Genrebezeichnung nicht. Und genau das bringt Lesende zum Staunen. Die Autorin ist nicht nur unwahrscheinlich schaffig, sondern auch unermüdlich auf der Suche nach neuen, eigenen Ausdrucksformen für ihre Geschichten.

Die linken Seiten sind schwarz gedruckt, die rechten grau. Die meisten Texte passen auf eine Seite, sind manchmal nur zwei Zeilen kurz, einige ziehen sich aber auch über mehrere Seiten und

unterlaufen damit den Lesefluss. Die schwarzen Texte sind von Februar bis Juli chronologisch geordnet. Die grauen Texte sind Ausschnitte aus der Vergangenheit in assoziativer Reihung.
Mit dem ersten Satz setzt die Autorin das Thema und ein Fanal: «ananke stirbt an einem montag im winter, nachmittags zwischen sechzehn und siebzehn uhr.» Danach foutiert sie sich um die Konventionen eines Romans: Figuren werden nicht eingeführt, sie sind einfach da. Schauplätze bleiben ungefähr. Die Texte folgen sich als unverbundene Bruchstücke mit viel Weissraum. Erratisch stehen oft auch einzelne Sätze nebeneinander: «später suchst du nach schlaf, mit offenen augen. weil. jedes mal, wenn deine lider sich senken, steht da ananke. stumm. wie immer, nie mehr so.»

Die Welt zerfällt

Und trotzdem wird daraus ein Ganzes. Das Buch erzählt vom Verlust einer vertrauten Person.
Und die eigenartig aufgelöste, nur durch das Thema zusammengehaltene Textgestalt trägt das ihre dazu bei. Die Welt zerfällt, wird unfassbar. Das eine fügt sich nicht mehr zum anderen. Es gibt Lücken, Gedanken brechen ab. Anna Stern gelingt es, die Verlorenheit nach einem Todesfall in Worte zu fassen, indem sie die heile Oberfläche des Texts ritzt.

Jemand namens Ichor erzählt, spricht sich durchgehend als «du» an. Die schwarzen Texte handeln von Trauer, obwohl mit dem Wort sparsam umgegangen wird. Anna Stern findet andere Ausdrücke dafür: die Leere der nicht erleuchteten Fenster. Dinge, die man jetzt nicht mehr essen kann. Die Angst vor dem Verlust der Erinnerung. Kälte, weiss und geruchlos. Löcher graben. Schweigen. Ichor versucht es mit Schmerz, mit Psychotherapie, mit Wissenschaft. Der Verlust bleibt ein Verlust.

Zusammen aufwachsen

Ichor ist ungefähr 25 und eine Figur unbestimmten Geschlechts, wie alle anderen im Roman auch. Denn hier geht es nicht um Liebe, sondern um Freundschaft. Um tiefe Verbundenheit seit Kindstagen. Davon erzählen die grauen Texte. Zwei Familien wohnen in Sichtweite, Ananke ist das dritte von vier Kindern, Ichor hat einen Zwilling und ein jüngeres Geschwister. Schlangenbrot am Feuer und Abzeichen im Schwimmkurs gehören zu den frühen Erfahrungen von Gemeinschaft. Später die ersten Interrail-Ferien der Jugendlichen, Zerwürfnisse und Eigenbröteleien sind unvermeidlich – doch das Grundvertrauen, ein Gefühl von Geborgenheit bleibt. Mit Ananke kann man im Halbdunkel des Sommerabends beim Bootshaus auf das Balkongeländer steigen, sich an den Händen fassen und in den See springen.

Es ist faszinierend zu beobachten, wie Anna Stern in einer sehr trockenen Sprache Gemütslagen zu evozieren vermag. Ihre Texte bestehen aus einfach beschriebenen Szenen, angereichert mit eigenwilligen Bildern, Songs und literarischen Zitaten wie im Vorgänger-Buch, zuweilen auch Wissenschaftlichem. Gefühliges ist kaum dabei. Und doch werden die Trauer wie auch die Geborgenheit eindrücklich spürbar.

Formulierungen wie «die tonale materialisierung von hohn» oder «komme, was wolle, zusammen schaffen wir das» bleiben seltene Ausrutscher. Darüber hinweg tröstet etwa die Erinnerung an die Papillon-Pralinen, blau oder magenta, die es nicht mehr zu kaufen gibt. «wie kann es sein, dass eure vergangenheit aus dem sortiment entfernt wird. und ohne dass du es merkst.»

Exit mit Adenauer

Nach fast 200 Seiten ist Ananke seit 150 Tagen tot. Es braucht einen Ausweg. Anna Stern macht einen Schnitt und erzählt – jetzt fast schon konventionell – auf den letzten 40 Seiten von einem irrwitzigen Roadtrip der Viererbande mit einem «entliehenen» Mercedes Adenauer und einer nächtens ausgegrabenen Urne. Es ist ein verzweifelter Versuch, Ruhe zu finden, wieder eins zu werden mit sich.

Diese Exit-Strategie endet nicht unbedingt tröstlich, aber sie fügt immerhin auf der Textebene das Zerrissene wieder zusammen. Ein passender Schluss für ein überraschendes Buch, das langsam gelesen sein will, die Zeit aber mit Gedankenreichtum lohnt.

«Die unmittelbare Wiedergabe persönlichen Empfindens scheint mir meist nicht wirklich interessant zu sein. Ich will mit Texten das Unbekannte erkunden, als Leserin wie als Schreiberin.» *Anna Stern in einem Interview im «Tages Anzeiger» vom 30.5.2020*

«Eine grosse Motivation für mich hinter dem Schreiben ist es, die Geschichten, die sich in meinem Kopf ansammeln, irgendwie loszuwerden. Und das Unglück ist oft, dass dann sofort neue Figuren auftauchen. Was eigentlich schön ist, weil die Figuren mein Innenleben auch bereichern. Aber der Platz, der frei geworden ist, wird dann sofort wieder gefüllt. Und der Drang, eine neue Geschichte zu schreiben, ist wieder da.»
Anna Stern in den «Ansichten» von SRF, ansichten.srf.ch/autoren/anna-stern

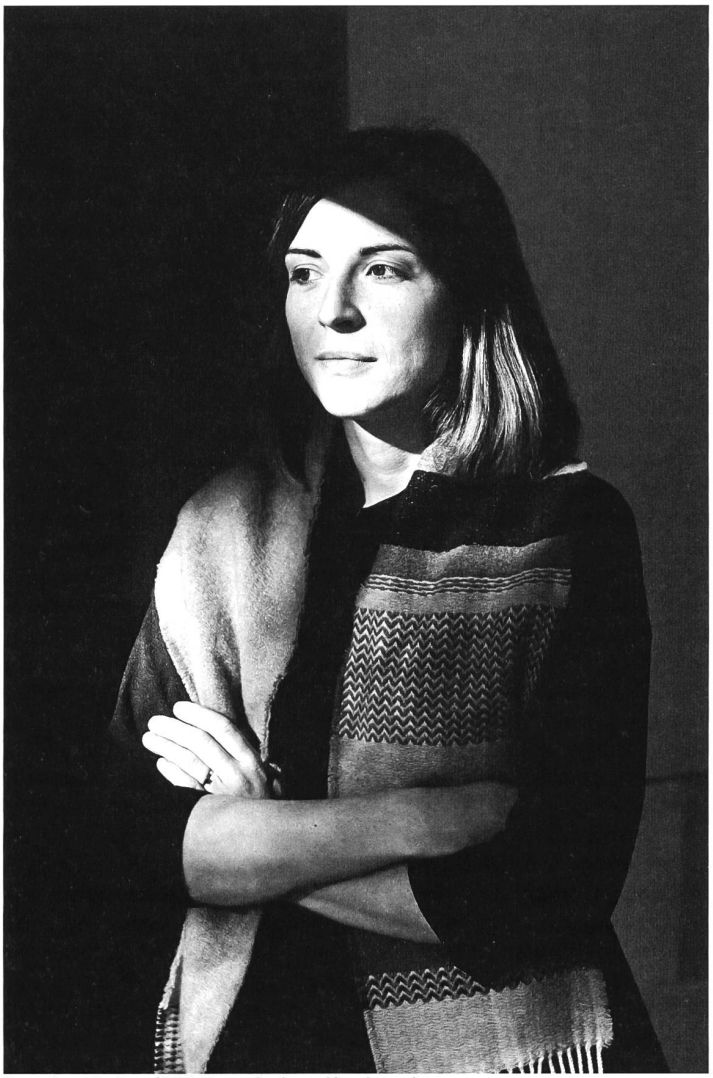
Anna Stern: *das alles hier, jetzt*. Roman. Salis Verlag, Zürich. Fr. 32.–. Erscheint am 7. September

Geplante Buchvernissagen: 21. September, Literaturhaus Zürich und 22. September, Treppenhaus Rorschach

Anna Stern, geboren 1990 in Rorschach, ist mit ihrem Werk aufgefallen und dafür ausgezeichnet worden: Sie hat beim Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt 2018 mit *Warten auf Ava*, einem Stück aus *Wild wie die Wellen des Meeres*, den 3sat-Preis gewonnen, von der Stadt Zürich erhielt sie für diesen Roman 2019 eine literarische Auszeichnung. 2018 war Anna Stern Förderpreisträgerin der St.Gallischen Kulturstiftung, in der Begründung der Jury heisst es: «Anna Stern verbindet raffiniertes, mehrschichtiges Erzählen mit solider Recherche, spannender Handlung und einem feinsinnigen Ausloten von Seelenlagen.»

Blut am Zucker

Dorothee Elmiger holt Sklavereigeschichte in ihre und unsere Gegenwart hinein. Literatur und Sachbuch, «Zucker» und «Fabrik» werden eins. Im August ist das dritte Buch der Innerrhoder Autorin erschienen: *Aus der Zuckerfabrik*. Von Peter Surber



Dorothee Elmiger (Bild: Peter-Andreas Hassiepen)

Selten so viele Stellen angestrichen in einem Buch, mit Bleistift … Die Autorin wird das vermutlich nicht interessieren, schon gar nicht beruhigen. Sie zweifelt immer wieder an ihrem Schreibunterfangen; das Zweifeln oder besser: das Ringen um die Methode ist geradezu selber Methode, ist einer der vielen roten Fäden in diesem Buch.

«Ob man mir bis hierher noch folgen oder dies alles als Protokoll eines Wahns, als Material zu einer Fallstudie lesen wird», fragt die Ich-Stimme zum Beispiel auf Seite 205. Meinerseits kein Zweifel: Es lohnt sich, zu folgen, bis hierher und bis zum Schluss, und dann am besten nochmal von vorne anzufangen.

Alles wissen wollen

Man folgt Elmiger mit wachsender Spannung, verstrickt sich mit ihr im «Gestrüpp» ihrer Recherche, wie es gleich im zweiten Satz heisst. Worum diese Recherche geht, dazu fallen zwei Seiten weiter ein paar erste «behelfsmässige Erklärungen»:

> Der philadelphische Parkplatz (NEW WORLD PLAZA).
> Das Begehren.
> Zucker. LOTTO, *Übersee*.

Später einmal lauten die Stichworte, diesmal als «unbeholfen» bezeichnet, so:

> DIE EROBERUNG DER NATUR ODER DER JUNGFRAU
> DAS GEWALTSAME VORDRINGEN IN NEUE GEBIETE (ÜBERSEE)
> DER HUNGER ALS VERFASSUNG
> DIE LIEBE usw.

Ein andermal ist die Rede davon, es könnte darum gehen, einfach «alles» aufzuschreiben, und das wäre genug. Später dann das Geständnis: «Ich möchte ja grundsätzlich immer alles sehen, was es gibt.» Das macht die Waghalsigkeit dieses Buchs klar, zehn Jahre nach Elmigers Erstling mit dem Titel *Einladung an die Waghalsigen*. Damals ging es um zwei Schwestern und ein dystopisches Zukunftsszenario – jetzt geht es um die kollektive Vergangenheit als persönliche Gegenwart, ums Wissen, zumindest ums Sehen. Und zwar möglichst: alles.

Wer Elmiger folgt, bekommt zwar nicht alles, aber Stück um Stück die Ereignisse und Orte hinter den vorerst kryptischen Stichworten geliefert. Das zentrale Bild, «der Platz, der Punkt, von dem ich vor vier oder fünf Jahren ausgegangen bin», ist eine Versteigerung in einem Säli in Thun, 1986. Hier kommen unter anderem zwei Frauenfiguren aus Ebenholz oder aus blank poliertem Stein unter den Hammer, kniende, schwarze, «exotische», nur mit einem Hüfttuch bekleidete Figuren, die kaum Interesse finden und für 35 Franken weggehen.

Diese Szene, der Erzählerin nur aus einem Dokumentarfilm bekannt, ist der Kern. Eine «gewissermassen *unlösbare* Szene» sei es für sie, darum in immer neuen Anläufen Anlass zu «neurotischen Pilgerfahrten». Die man genauso gut «politische» Pilgerfahrten nennen könnte, weil in dieser Szene und den Wellen, die sie im Buch wirft, jüngere Schweizer Geschichte und koloniale Zusammenhänge, Kleinbürgerträume und real existierender Kapitalismus, Privates und Politisches vielleicht «unlösbar», aber literarisch umso fruchtbarer aufeinanderprallen.

Die Skulpturen des Lottokönigs

Die Frauenfiguren stammen wie das ganze Versteigerungsgut aus dem Besitz des ersten Schweizer Lottomillionärs, Werner Bruni, vom «Blick» zum «Lottokönig» hochgeschrieben, ältere Semester wie ich erinnern sich an die Schlagzeilen von damals. Ein Klempner und Krampfer, der sein Geld seinem Chef zur Verwaltung anvertraut und in wenigen Jahren nicht nur das Geld wieder los ist und Konkurs geht, sondern auch aus seinem Leben herausgerissen wird: Man könne mit den Kollegen nicht mehr reden, «die schauen einen als schwarzes Schaf an», sagt Bruni im Film über seine «furchtbare plötzliche Freiheit».

Das Glücksspiel als Befreiungsschlag der «kleinen Leute», als das «ins Unpolitische gewendete Hoffen auf Emanzipation» oder auch als «kleine Form von Verschwendung, die sich die Arbeiterin und der Kleinbürger erlauben», Ausgeburt eines Kapitalismus, der auf die «vielfache Spaltung des sogenannten Proletariats» angewiesen sei, und Werner Brunis Lottosieg als «Sprung über den Spalt hinweg»: Solche Bezüge sind der Autorin einige scharfsinnige Überlegungen wert.

Zentral aber ist die «Übersee»-Thematik. Einmal reist der Lottokönig nach Haiti, von dort könnten die knienden Frauenfiguren kommen, oder eher aus Kenia, wo er früher schon hingeflogen ist, die Figuren stehen jedenfalls schon länger auf einem Ehrenplatz über dem Fernseher.

In Haiti, früher Saint-Domingue, spielt auch Heinrich von Kleists Novelle *Die Verlobung in St. Domingo*, in der ein Schweizer Soldat in französischen Diensten sich in die junge dunkelhäutige Revolutionärin Toni verliebt und sie am Ende erschiesst. Ein «furchtbares» Buch: Das ist das Urteil von F., dem seinerseits aus der Karibik stammenden amerikanischen Freund der Ich-Erzählerin, mit dem sie auf der NEW WORLD PLAZA in Philadelphia die vietnamesische Süsspeise *banh da lon* isst und ihre eigene Mitverwicklung in die Zusammenhänge von Zucker und «Neuer Welt», von Begehren und Ausbeutung erkennt.

Die haitianische Revolution, historischer Hintergrund von Kleists Novelle, führt im Buch wiederum zu deren Anführer Toussaint Louverture, der im französischen Fort de Joux nahe der jurassischen Grenze 1803 umkommt – eine zentrale Episode der Sklavereigeschichte, die unter anderen der St.Galler Historiker Hans Fässler aufgearbeitet hat (louverture.ch).

Mit Haiti ist man definitiv beim Zucker, beim fatalen Dreieckshandel mit Sklaven, die aus Afrika in die Karibik verkauft wurden, um dort auf den Zuckerrohrplantagen zu schuften. Und dank Elmiger kann man sich aus dieser weltpolitischen Skandalgeschichte seinerseits nicht einfach fein raushalten, sondern wird Stück für Stück, Zuckerstück um Zuckerstück in sie mit hineinverstrickt.

Ekstasen des Begehrens

Nur einer lässt sich nicht verstricken: C., um den sich die Erzählerin mit allen Früchten dieser Welt und anderen kulinarischen Verführungskünsten (pochierte Wachteleier, geschmolzene Kuvertüre) bemüht, C., der keine eigene Stimme hat, der durch dieses Buch als Objekt des «Begehrens» irrlichtert, ein Faden, den ich als Leser nicht so richtig zu fassen kriege.

Aber auch der Autorin geht es, je länger das Buch dauert und je mehr Fäden da sind, zunehmend so, dass sie «alle möglichen Dinge nicht mehr an ihrer eigentlichen Stelle unterbringen» kann.

Tatsächlich ist es viel, zu viel möglicherweise, um in bloss einem Buch untergebracht zu werden. Ortega y Gasset und seine Essays *Über die Liebe*, Teresa von Avila und ihre Bekenntnisse spannen den Faden des Begehrens auf. Teresas Ekstasen werden mit Flora Tristans Reise nach Kap Verde, 1833, enggeführt und zu einer Mikrogeschichte der emanzipatorischen weiblichen Ekstatik verknüpft. Chantal Akermans Filme liefern die Bilder dazu, Ellen West die tragische Dimension.

Demgegenüber die Männer: Die Lektüre von Max Frisch verführt die Erzählerin zu einer Reise mit F. nach Montauk, wo sie wiederum auf (von Frisch ignorierte) koloniale Narben stösst. Mit dem Tänzer Vaclav Nijinski kreuzen sich ihre Wege auf dem Atlantikdampfer S.S. Avon und in der Psychiatrischen Klinik Bellevue in Kreuzlingen.

Die Geschichte der Pathologisierung des Begehrens, wie sie in den diversen Episoden aus der Psychiatrie anklingt, bleibt dabei fragmentarisch. Dafür führen die Aufzeichnungen immer wieder zum und über den Atlantik, stellt die Erzählerin einmal selber überrascht fest – und dieses transatlantische Netz «berührt mein Anliegen in seinem Innersten». Dieses Anliegen ist zumindest ein doppeltes: inhaltlich die Geschichte des Zuckers, süss und tödlich. Und methodisch das Handwerk des Erzählens, gestrüppreich und erlösungsbedürftig.

Flackernde Konstruktionen

Elmigers Erzählkunst besteht darin, dass sie selber, Stück um Stück, im Leser das «Begehren» weckt, nach Zucker ebenso wie nach Wissen. Sie erzählt nicht geradlinig, weil das überquellende Material dieses Buchs so gar nicht zu erzählen wäre, sondern in «flackernden, schwierigen Konstruktionen», «dunklen Strudeln», mittels «Transpositionen», atemstockenden Blickwechseln und einer an die Traumlogik erinnernden Assoziationslust.

Schon die Kapiteltitel, allesamt Ortsbezeichnungen, flirren. Sie erzählen von der Idyllisierung des Grauens: «Sans Souci», «Bellevue», «Plaisir», «Port-Salut», «New World Plaza»…

Das Buch müsse am Ende im Untertitel «Roman» heissen, fordert der Lektor einmal, als ihn die Erzählerin in München trifft. Sie hält dagegen, schlägt «Rechercherbericht» vor – jetzt erscheint das Buch ohne Gattungsbezeichnung, ein Hinweis auf die Autorität, welche Elmiger selbst gegenüber einem Hanser-Verlag offensichtlich hat.

Romanhaftes spielt dennoch hinein, die nächtlichen Aufwach- oder Einschlafszenen zwischen Wachen und Traum sind von dieser Art, oder Figuren wie F. – ihn habe es «tatsächlich einmal gegeben», auch wenn ihn die Erzählerin inzwischen «längst neu erfunden habe für die Zwecke dieser Aufzeichnungen», wie sie einmal zugibt.

Die Qualität dieses Erzählens ist es, dass es «alles sehr persönlich» nimmt und sich selber so zurückhaltend wie radikal einbezieht in das Erzählte. Die Faktenlage ist dabei solid, die mehrseitigen Quellenangaben am Schluss tun das ihre dazu. Nicht das Ich steht im Zentrum, sondern der Skandal einer jahrhundertlangen globalen Sklavereigeschichte, von der noch immer und besonders hierzulande viele glauben, nichts mit ihr zu tun zu haben. Indem Elmiger Literatur selber zur «Zuckerfabrik» macht, leistet sie ein Stück Rehabilitation für die Opfer dieser Zuckergeschichte.

Dorothee Elmiger: *Aus der Zuckerfabrik*. Hanser Verlag, München 2020, Fr. 33.90.

Lesung in St.Gallen: 30. Oktober, 20 Uhr, Kultbau St.Gallen

Wie ein Ritt auf dem Drachenrücken

Simon Deckert legt mit *Siebenmeilenstiefel* ein märchenhaftes Debüt vor: Es ist ein Entwicklungsroman. Vom Dorf in Vorarlberg in die Welt hinaus reisen kann man wahlweise mit Pickup und Zug oder aber auf dem Rücken des Drachen und mit Siebenmeilenstiefeln. Hier meldet sich eine eigenwillige literarische Stimme zu Wort. Von Eva Bachmann

Die Geschichte beginnt in einem abgelegenen Dorf in Vorarlberg. Andrea ist 22 und steht vor dem Abschluss der Berufsmatura. Ihre Familie besteht aus: keiner Mutter, sie hat sich vor zehn Jahren aus dem Staub gemacht, dem Bruder Michl, 18, einem Schulversager, der gern Rockmusiker wäre, und dem Vater, der sich invalid gesoffen und schliesslich mit seiner Brennerei im Keller das ganze Haus abgefackelt hat. Also leben die drei beim Onkel, einem Fuhrunternehmer, und dessen Frau, die mit dem Vater ein Verhältnis hat. Aber diese Geschichten gibt es eigentlich gar nicht, denn: Alle hier sind grosse Schweiger.

Nach wenigen Seiten schon steht einem diese verkapselte dörfliche Enge deutlich vor Augen. Das Dorf ist aber auch das Land der Kindheit. Und dazu gehört noch eine andere Art von Lebensgeschichten: Märchen. Viele klassische Märchen erzählen davon, dass jemand in die Ferne zieht, weil hier irgendetwas fehlt oder dort ein Schatz verborgen ist. So auch das Märchen vom entlaufenen Rösslein, in dem ein Drache eine Schuppe verliert und jemanden braucht, der sie für ihn findet. Für derartige Aufgaben gibt es im Märchen Helfer wie zum Beispiel Feen, die einen mit Siebenmeilenstiefeln ausrüsten.

Der Drache und die Fee

«Ich arbeite gern mit Vorgaben», sagt Simon Deckert in einem Interview mit dem Literatursalon Lichtenstein. Das Thema beginne dann in seinem Kopf Gestalt anzunehmen und irgendwann «kann ich ihm ein wenig über die Schwelle zu meinem Bewusstsein helfen, indem ich Notizen mache, aufschreibe, was mir durch den Kopf geht, im Schreiben meine Gedanken ordne.» So entstehe eine neue Geschichte. Dieser gedankliche Kern des vorliegenden Romans ist das Buch *Vergessenes Österreicher Volksgut* – eine Fiktion. Aber der Drache auf dem Deckel und die Fee auf der Rückseite wie auch Auszüge aus den Geschichten werden immer wieder erinnert und erzählt und grundieren damit die gesamte Handlung.

Simon Deckert gehen die alten Sagen und Märchen schon länger im Kopf herum. Zu seinen diversen Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien gehören jedenfalls auch mehrere «Sagenhafte Geschichten» für die BiblioThekenTour (Vaduz). Der Autor ist 1990 in Österreich geboren und in Liechtenstein aufgewachsen, er hat am Literaturinstitut in Biel studiert und lebt jetzt als Musiker und Autor in St.Gallen. Mit *Siebenmeilenstiefel* ist aus dieser Liebe zu den alten Geschichten nun auch sein erster Roman geworden.

Magisches Erzählen

Es ist ein märchenhaftes Debüt: Andrea und Michl ziehen in die Welt hinaus. Mit mehr Glück als Verstand landen sie in Basel bei der Schwester der verschollenen Mutter. Aber während Michl dort mit seinem Drachenschuppen-Plektrum auf der Gitarre schnell Fortschritte macht, bleibt Andrea mit einem Stiefel in ihrer Märchenwelt gefangen. Sie wittert überall Geheimnisse und dunkle Absichten, sucht diffus nach einem Schatz. In ihrem Kopf schieben sich Wirklichkeit, Geschichten und Träume ineinander. Im Text sind die Übergänge sehr fliessend, Deckert wechselt oft unmerklich vom realen Erleben in die Märchenwelt. Hier ist alles Erzählen, einziger Bezugspunkt ist der Text, nichts, was man als «wahr» bezeichnen könnte.

Der Preis dieses Erzählens ist, dass diese Andrea nicht greifbar wird. «Man kommt ihr nicht auf die Schliche. Und sie liefert einem wenig Gründe, es zu versuchen», heisst es einmal. Das geht den Lesenden nicht anders. Der Lohn aber sind wundersame Geschichten, in denen sich Gestalten auf magische Art und Weise verwandeln: Die Siebenmeilenstiefel schrumpfen zu Kindergummistiefeln, die Wasserhexe ist vielleicht eine Schauspielerin, eine Ärztin oder aber eine geflügelte Frau, «die nachts in den Gängen der Psychiatrie das Abheben übt». Nicht einmal das Bett ist ein sicherer Ort: «Es ist ein Bett wie eine fleischfressende Pflanze. Wenn man eingeschlafen ist, klappt es über einem zusammen und verdaut die Träume.»

Diese Geschichten sind manchmal witzig und manchmal traurig, immer aber von grosser Fantasie. Trotzdem verfällt Deckert nicht in sprachliche Arabesken. Seine Prosa ist gelegentlich gewollt etwas kindlich, insgesamt aber sehr geradlinig, auf jedes Wort achtgebend.

Entwicklungsroman der anderen Art

«Ich bin gegangen und gegangen und habe mir immer Sorgen gemacht, dass ich irgendwann über diese Grenzlinie treten könnte, und jetzt, wo es mir einfällt, mich einmal umzudrehen, liegt sie schon hinter mir.» Ungefähr so geht es einem beim Lesen. Man überlässt sich gern dem stetigen Fluss dieses Texts, taucht irgendwann auf und reibt sich die Augen: Was war das? Keine Hochzeit zum Schluss, keine neue Weltordnung?

Deckert erzählt in *Siebenmeilenstiefel* einen Entwicklungsprozess – mit Märchen, aber nicht als Märchen, also ohne Ziel und Moral. Aus purer Lust am Erzählen.

Simon Deckert: *Siebenmeilenstiefel*. Roman. Rotpunktverlag, Zürich. Fr. 32.–. Erscheint am 9. September.

Lesungen:
9. September, 20 Uhr, Literaturhaus Liechtenstein
15. September, 20 Uhr, Orell Füssli am Bellevue, Zürich

Ein Verlag ist kein Verlag

Die Thurgauer Verlagslandschaft ist in Bewegung. Auf einen Fallrückzieher (Huber), einen Verkauf (Benteli und Niggli) und einen Stillstand (Waldgut) folgen zwei Vorwärtsschritte: Saatgut und Caracol. Von Dieter Langhart

Im Anfang war das Wort. Dann kamen die Chronisten und Dichter und bald darauf die Verlage. Immer mehr Verlage. Also immer mehr Bücher, immer noch – von wegen Digitalisierung der Welt. Bücher brauchen Leser, und Leser brauchen Bücher, denn sie sterben nicht aus, die Leserinnen und Leser. Dieser Tage bekommen sie neues Futter aus dem Thurgau: von Saatgut und von Caracol. Aber blenden wir kurz zurück, denn alles hängt zusammen.

Seit 2005 bleibt kein Stein auf dem andern, als das Frauenfelder Traditionsunternehmen Huber zerschlagen wird. Die weitverzweigte Familie Huber verkauft ihre Aktien an Tamedia, das Zürcher Medienhaus verkauft bald Verlag und Buchhandlung an Orell Füssli, dann die Druckereien und das Firmengebäude. Die «Thurgauer Zeitung» – selbst ein Zusammenschluss von sechs Lokalzeitungen – wandert von Tamedia (der Winterthurer «Landbote» stellt den Mantel) zu den NZZ-Regionalmedien (das «St.Galler Tagblatt» stellt den Mantel) und wird, samt der «Luzerner Zeitung» und den AZ Medien, 2018 zum Joint Venture CH Media (drei Mäntel werden zu einem).

So weit so traurig. Und was tut Orell Füssli mit dem 1858 gegründeten Verlag Huber? Wenig bis nichts. Die Thurgovia-Buchreihen versickern, einzig die von Publizist Charles Linsmayer herausgegebene Reihe «Reprinted by Huber» überlebt; Ex-Huber-Verlagsleiter Hansrudolf Frey hat den Imprint von Orell Füssli zum Zürcher Verlag Th. Gut hinübergerettet; Band 38 soll diesen September erscheinen. Doch was ist, wenn Linsmayer müde werden solllte?

Hier Frauenfeld, da Sulgen: Benteli (Kunst und Fotografie) und Niggli (Typografie, Architektur und Design) sind ebenfalls unter eine neue Haube gekommen. Im Herbst 2014 verkaufte die Medienholding bsmediagroup die beiden Verlage an Markus Sebastian Braun, einen Berliner mit Wurzeln in Sirnach. Seine Braun Publishing kündigte den sieben Mitarbeitern und zügelte die Verlage nach Zürich, seit Frühling 2015 erscheinen jährlich je zwei Programme: «Verlage müssen sich rechnen», sagt Braun, «ein Verlag will all seine Titel verkaufen.» Zahlen nennt er nicht.

Die Saat geht auf

Fremde Herren, fremde Sitze: Die Ostschweizer Verlagslandschaft ist zunderobsi geraten und ausgedünnt worden – lediglich Beat Brechbühls Waldgut hält sich noch. Wie lange, ist fraglich, denn der Verleger, Setzer und Drucker ist inzwischen allein. Zeit für frischen Wind, sagten sich zwei Gruppen von Buchliebhaberinnen und Buchmachern und gründeten je einen neuen Verlag. Saatgut war zuerst, dann folgte Caracol; beide stellen ihre ersten Bücher diesen Herbst vor.

Saatgut, an Pfingsten 2019 als Trägerverein gegründet, beschränkt sich auf Belletristik und Sachliteratur mit Bezug zum Thurgau. Nicht als Lückenfüller, sondern als «neues Daheim für neue, junge Autorinnen und Autoren», sagt Cornelia Mechler, Präsidentin des Trägervereins. Die Buchhändlerin und Kunsthistorikerin war Verlagsleiterin von Benteli und Niggli, wechselte zu Scheidegger und Spiess und leitet inzwischen die Verwaltung des Kunstmuseums Thurgau und des Ittinger Museums und moderiert Lesungen in der Kartause.

Mit im Team ist etwa der freischaffende Grafiker Urs Stuber, mehrfach ausgezeichnet für seine Buchgestaltung. Er hat dem ersten Saatgut-Buch ein unverwechselbares Gesicht gegeben: *Ich hätte mit keinem König getauscht. Das Leben des Malers Adolf Dietrich*. Dietrich-Kenner Willi Tobler nimmt Kinder und Erwachsene mit auf eine Entdeckungsreise in die Welt des Künstlers. Er erzählt das Leben Dietrichs halb-fiktiv nach und illustriert es mit passenden Werken. Ende August wird der grossformatige Band in Frauenfeld vorgestellt.

Die Häuschenschnecke öffnet ihre Windungen

Der Verlag Caracol, spanisch für Häuschenschnecke, will eine Heimat für Autoren und Autorinnen sein, ein grosses Haus im Dreieck Winterthur-St.Gallen-Bodensee. Geführt wird es von erfahrenen Büchermenschen: Isabella Looser (Ex-Waldgut) und Irène Bourquin (Schriftstellerin, Herausgeberin, Lektorin, ehemalige Kulturredaktorin beim «Landboten») leiten den Verlag. Mit im Boot sind Ruth Erat (Autorin, Künstlerin, Kulturvermittlerin) und Martin Stiefenhofer als Hersteller.

Drei Zimmer hat das Haus Caracol mit Sitz in Warth-Weiningen: Prosa, Lyrik und Wortart für «künstlerisch individuelle Gestaltung», am Eingang stehen «literarische Qualität und gesellschaftlich relevante Themen», und quasi als Garten dient eine Synergie: der Vertrieb des literarischen Jahresheftes «Mauerläufer».

Am 28. August stellt Caracol an den Literaturtagen Arbon – in Zusammenarbeit mit Literaturhaus & Bibliothek Wyboroda – sein erstes Programm vor. Die beiden Prosabände stellt der Verlag im Raum für Literatur in der Hauptpost St.Gallen vor: Erica Engelers Erzählung *Wie ein Bisam läuft* (5.9.) und *Mit erhobenem Paddel*, eine Romaneske von Irène Bourquin und Ruth Erat (12.9.). Aus dem Herbstprogramm lieferbar sind zudem zwei Gedichtbände: Jochen Kelters *Fremd bin ich eingezogen*, in dem er den Bruchlinien der Geschichte nachspürt (Buchvernissage 17.9.), und Thomas Heckendorns *Dankeundaufwürdesehn* mit Zeichnungen von Isabella Looser. Im September schliesslich erscheint das fünfte Buch: Reinhard Albers' selbst illustrierte Erzählungen *Eriks Reise*.

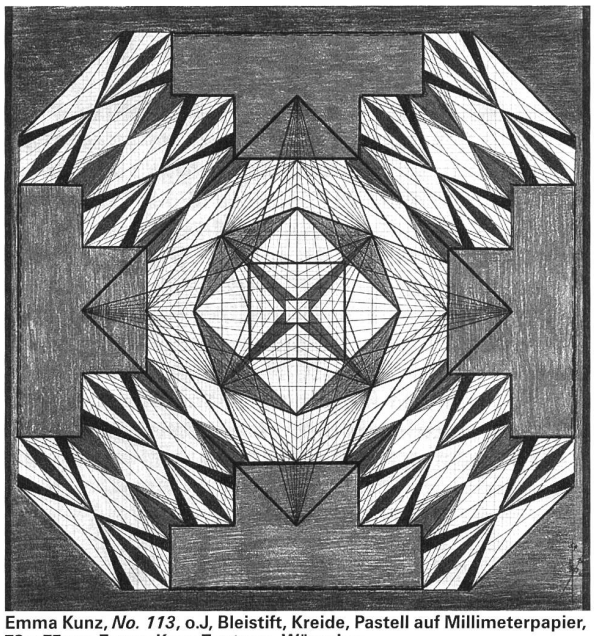
Der neue Verlag wird positiv aufgenommen; die Bücher des ersten Programms sind von den Kantonen Thurgau, St.Gallen, Appenzell Ausserrhoden und Zürich sowie von den Städten St.Gallen und Winterthur gefördert worden. Caracol plant bereits sein Frühlingsprogramm. Drei Prosabände seien bereits fix, sagt Irène Bourquin: eine Autorin, zwei Autoren, alle neu bei Caracol.

saatgut.tg, caracol-verlag.ch, mauerlaeufer.org

Nachlese zu Benteli & Niggli: saiten.ch/kehraus-bei-niggli

Immer vom Zentrum ausgehend

Zum ersten Mal in ihrer zweiten Heimat ist in der Ziegelhütte eine repräsentative Auswahl von Werken der Aargauer Künstlerin, Heilpraktikerin und Pendlerin Emma Kunz zu sehen. Ihre Werke werden denen von zwölf zeitgenössischen Kunstschaffenden gegenübergestellt. Von Richard Butz



Emma Kunz, *No. 113*, o.J, Bleistift, Kreide, Pastell auf Millimeterpapier, 78 × 75 cm, Emma Kunz Zentrum, Würenlos

Emma Kunz, die sich den Künstlerinnennamen «Penta» (griechisch für die Zahl fünf) zugelegt hatte, lebte in ihren zwölf letzten Lebensjahren in Waldstatt; am Fusse des Säntis, den sie als heiligen Berg betrachtete. Schon früh interessierte sie sich für Telepathie, Prophetie und Radiästhesie. Mit dem Pendel untersuchte sie die Kraftströme der Erde und entdeckte in der Folge im Würenloser Gestein eine aus ihrer Sicht heilende Erde, der sie den Namen «AION A» gab.

Inzwischen ist die Emma-Kunz-Grotte im Römersteinbruch von Würenlos zu einem viel besuchten sogenannten Kraftort geworden. In Waldstatt konnte die zurückhaltende Heilpraktikerin aufgrund der geltenden Gesetze ungestört arbeiten. Sie glaubte nicht an Wunder, sondern an die Selbstheilungskräfte der Menschen. Der Waldstatter Emma-Kunz-Pfad dokumentiert ihr Leben und Wirken mit Schautafeln.

Richtkräfte des 21. Jahrunderts

Ihr künstlerisches Schaffen begann die 1892 im aargauischen Brittnau geborene und unverheiratet gebliebene Emma Kunz erst spät, im Alter von 46 Jahren. Mit Hilfe eines Pendels gestaltete sie, immer vom Zentrum ausgehend, auf Millimeterpapierbögen grossformatige Bilder, die sie auch therapeutisch einsetzte. Gleichzeitig befasste sie sich mit dem Wesen der Bildschöpfung und publizierte dazu zwei Bücher.

Einer breiteren Öffentlichkeit wurde ihre künstlerische Tätigkeit erstmals 1973, zehn Jahre nach ihrem Tod, durch eine Ausstellung im Kunsthaus Aargau vorgestellt. 1999 zeigte das Kunsthaus Zürich unter dem Titel «Richtkräfte für das 21. Jahrhundert» Werke von Joseph Beuys, Rudolf Steiner, Andrej Belyi und Kunz. 20 Jahre später verband das Lenbachhaus in München im Rahmen der Ausstellung «Weltempfänger» Werke von ihr, der schwedischen Künstlerin Hilma af Klint (mehr zu af Klint: saiten.ch/die-entdeckung-des-abstrakten) und der englischen Spiritistin und Malerin Georgiana Houghton.

Mehrdimensionale Räume

Die Ausstellung in Appenzell ist die erste in ihrer zweiten Heimat und stellt ihr zwölf Gegenwartskünstlerinnen und -künstler gegenüber. Der Baske Patxi Araujo arbeitet mit Algorithmen und schafft damit eine digitale Welt, die irritierend und beklemmend wirkt. Tauba Auerbach, eine Kalifornierin, erarbeitet mit Mathematik und Ornamentik multidimensionale Räume. Mirjam Beerli, in Feldbach lebend, zeichnet mit Bleistift auf grossformatigem Papier, unter Verwendung von Schablonen, zarte, vertrackte und tänzerische Gebilde.

Mit Übermalungen von gefundenen Gemälden und Objekten will die französische Künstlerin Vidja Gastaldon auf die heilenden Kräfte der Kunst hinweisen, während ihre Landsfrau Agnès Geoffray für ihre Dia-Installation die Zeichensprache als eine Möglichkeit zur Kommunikation darstellt. Den ehemaligen Ringbrennofen der Ziegelhütte verwandelt die in Appenzell lebende Roswitha Gabbo in eine faszinierende Installation mit Klängen der Planeten und der Sonne. Das Zürcher Künstlerduo huber.huber geht mit seinen Kohlezeichnungen von einem Experiment von Emma Kunz aus. Sie bependelte fünf Ringelblumen und gab ihnen mit lauter Stimme den Auftrag, genau abgezählte Tochterblüten zu entwickeln.

Die Geschichte des Hochfrequenz-Brokers

Im Erdgeschoss-Saal beeindruckt der in Bern lebende George Steinmann mit einer rund 800-teiligen Mixed-Media-Tischinstallation zu den Themenbereichen Geologie, Mineralwasser, Biodiversität, Pflanzensäfte und Homöopathie. Im gleichen Saal zeigt die in Belgien lebende Künstlerin Laura Viale mittels Frottage-Technik auf grossformatige Papierbögen übertragene Abriebe aus der Emma-Kunz-Grotte. Mit Diagrammen und in Blättern in anderen Techniken zeichnet die britische Künstlerin Suzanne Treister die Geschichte des Hochfrequenz-Börsenmaklers Hillel Fischer-Traumberg nach, der sich unter dem Einfluss von psychoaktiven Drogen zu einem «Outsider-Künstler» wandelte.

Vom St.Galler Künstler Bernard Tagwerker sind Objekte zu sehen, die, alle aus gleichem Material, nach einem von ihm entwickelten Zufallsprinzip aus einem 3D-Drucker «entsprungen» sind. Abgerundet wird die Ausstellung mit einem etwas langwierigen Video des Genfer Künstlers Gilles Jobin.

Den beiden Ausstellungsmacherinnen, Régine Bonnefoit und Sara Petrucci, ist ein kuratorisches Meisterwerk gelungen, das zu Emma Kunz hin- und wegführt und sie in einem neuen Licht erscheinen lässt.

Emma Kunz und Gegenwartskunst-Zahl, Rhythmus, Wandlung: bis 25. Oktober, Ziegelhütte Appenzell

h-gebertka.ch

Wie leben nach dem Überleben?

Im September ist Argyris Sfountouris, der Protagonist der vielfach ausgezeichneten Dokumentation *Ein Lied für Argyris* mit dem Regisseur des Films im Kinok zu Gast. Am Tag der Vorstellung feiert der ehemalige Pestalozzi-Kinderdorf-Bewohner seinen 80. Geburtstag.
Von Karsten Redmann

Der knapp vierjährige Argyris, ein Jahr nach dem Massaker, fotografiert von Voula Papaioannou 1945 in Distomo.

Ende der 90er-Jahre begegneten sich Stefan Haupt, der Regisseur des Films, und sein späterer Protagonist, der griechisch-schweizerische Physiker, Lehrer, Dichter, Übersetzer und Entwicklungshelfer Argyris Sfountouris das erste Mal. Von Beginn an war Haupt von Sfountouris begeistert; von dessen Persönlichkeit, seiner Lebensgeschichte und Zeitzeugenschaft. Dermassen intensiv und nachhaltig war der Eindruck, dass Haupt mit dem Gedanken spielte, einen Dokumentarfilm über Sfountouris zu drehen. Erst zehn Jahre später sollte dieser Film realisiert werden.

Den Ausschlag gab eine existentielle Notlage: Haupt reiste mit seiner Familie Anfang der 2000er-Jahre nach Kreta. Sie gerieten in ein Unwetter. Ihr Boot drohte zu kentern. Mit einem Mal erlebte Haupt Todesangst. Dieses Ereignis, so sagt er später, habe den Ausschlag gegeben, den Film zu drehen – ein einfühlsames Porträt über einen, der überlebt hat.

«Eines der abscheulichsten Kriegsverbrechen des Zweiten Weltkrieges»

Der Film beginnt mit einem langsamen Schiff, von links kommend, dann eine Möwe von rechts, ihr segelnder Flug über den Bildschirm, begleitet von einer friedvollen, an eine Spieluhr erinnernde Melodie. Schnitt. Die Melodie setzt sich fort – ein Teppich aus Klang. Doch plötzlich sind da Jagdbomber im Bild. Schnitt. Eine Grossstadt. Schnitt. Erneut ein Bomber, unverkennbar ein deutsches Fabrikat. Schnitt. Ein zerbombtes Schiff. Schnitt. Deutsche Wehrmachtssoldaten in Mannschaftswagen. Schnitt. Ein Foto eines kleinen Jungen – weite offene Augen, der Mund nur ein Strich. Dann setzt eine ruhige Erzählerstimme (Hanspeter Müller-Drossaart) ein: «Dies ist die Geschichte von Agryris, Agryris Sfountouris. Ein einziger Tag hat sein ganzes Leben verändert. Niemand weiss, wie es sonst gekommen wäre.»

Das Schwarz-Weiss-Foto mit dem kleinen Jungen spricht Bände: Die dunklen Augen lassen Angst erkennen. Ein Blick, der immerzu Fragen stellt. Was soll nur werden?, meint man aus ihm zu lesen. Aufgenommen wurde das Foto im Sommer 1944, wenige Tage nach dem 10. Juni, dem Tag des Massakers in Distomo, bei dem 218 Dorfbewohner von der SS kaltblütig massakriert wurden. Darunter die Eltern und 30 weitere Familienangehörige von Argyris Sfountouris.

Der Bundesgerichtshof in Karlsruhe nannte das Massaker 2003 eines der abscheulichsten Kriegsverbrechen des Zweiten Weltkrieges. Dass er überlebt hat, diesem Massaker entkommen konnte, hat er, laut eigener Aussage, dem Umstand zu verdanken, dass einer der SS-Leute ihm bedeutete, wegzulaufen. Das hat er dann auch getan. Ein Dreijähriger auf der Flucht. Man stelle sich vor: Von einem Moment auf den anderen werden ganze Biografien gekappt und Familien auseinandergerissen; ein existentieller Bruch sondergleichen.

«Ich habe 1944 meine Eltern verloren und bin an der Hand meiner Schwester aus dem brennenden Haus geflohen», sagt er im Film einmal. Man könnte meinen, dass nach diesen Gräueltaten alles verloren ist. Jedwede Hoffnung gekappt. Sfountouris ist auf dem Foto gerade mal dreieinhalb Jahre alt. Umso erstaunlicher folgende Aussage: «Mit einer Mutter, drei älteren Schwestern und vielen Verwandten konnte ich so viel Liebe und Kraft und Sicherheit speichern, dass es bis heute ausreicht, und die Kraft wächst in kritischen Situationen immer wieder nach.»

Waisenhaus, Kinderdorf, Promotion, Aktivismus

Diese Kraft ist es wohl, die ihm bis heute Hoffnung gibt, ihn antreibt im Kampf gegen Ungerechtigkeiten. Im Film, der mit zahlreichen Interviews und klug eingesetztem Archivmaterial arbeitet, wird das an vielen Stellen deutlich. Dabei war sein Lebensweg alles andere als vorgezeichnet: Nach aufreibenden Jahren in einem Waisenhaus und einem Kinderheim in Griechenland, kam er mit acht Jahren über die Vermittlung einer Rot-Kreuz-Delegation ins Pestalozzidorf nach Trogen. Er korrespondierte mit Albert Einstein, maturierte, und promovierte. Eine Zeitlang arbeitete er als Gymnasiallehrer, entschloss sich aber mit Anfang 40, in der Entwicklungshilfe aktiv zu werden.

Jahrelang setzte er sich mit Gleichgesinnten für eine sogenannte Wiedergutmachung in Form von Reparationszahlungen ein, klagte vor Gerichten, bekam Recht zugesprochen. Am Ende musste er aber einsehen, dass eine Entschädigung auf juristischem Wege unmöglich war. Der Gegner – die ehemalige Besatzungsmacht – blieb weithin mächtig; wollte keinen Präzedenzfall. Auf eine offizielle Entschuldigung von Seiten der Bundesrepublik musste Sfountouris 70 Jahre warten.

Die Geschichte von Argyris Sfountouris ist eine ganz und gar ungewöhnliche Lebensgeschichte. In der sehenswerten Filmdokumentation von Stefan Haupt ist sie eingebettet in die Geschichte Griechenlands. Wer die Sogwirkung des Films miterleben will, sollte die einzige Kinok-Vorstellung Anfang September nicht verpassen.

Ein Lied für Argyris: 6. September, 11 Uhr, Kinok St.Gallen, anschliessend Gespräch mit Argyris Sfountouris und Regisseur Stefan Haupt, moderiert von Hans Fässler

kinok.ch

20 Jahre «Work in progress»

Die Compagnie Buffpapier feiert trotz Corona ihr Jubiläum – wie gewohnt natürlich nicht alleine: Vom 9. bis 13. September schlagen sie auf der Kreuzbleiche ihr Stretch-Zelt auf.
Von Sarah Fuhrmann

Fraziska Hoby und Stéphane Fratini (Bild: pd)

Ein wenig scheinen Franziska Hoby und Stéphane Fratini von Buffpapier selbst überrascht, wie lang die Gründung ihrer Compagnie schon her ist und dass sie dieses Jahr ihr 20-jähriges Jubiläum feiern. Im Jahr 2000 begannen sie mit der Arbeit an *Der Papierfresser*, jener Produktion, aus deren Titel der Name Buffpapier entstanden ist.

Beim Treffen mit den beiden zählt Stéphane an den Fingern ab, Franziska überlegt und gemeinsam einigen sie sich auf eine Zahl: 16 Produktionen haben sie in den letzten 20 Jahren gemeinsam herausgebracht, haben gespielt, inszeniert und mit anderen Künstlerinnen und Künstlern zusammengearbeitet. Das ist schon eine ganz schön lange Zeit, doch abgenutzt hat sich die Zusammenarbeit nicht, im Gegenteil. Zu Anfang haben sie eine Bühnensprache gesucht, haben erstmal einfach gemacht, und die Suche geht immer noch weiter: «Jetzt wissen wir, wovon wir sprechen», findet Franziska. An Plänen und Ideen mangelt es ihnen nicht und Stéphane hat sogar manchmal das Gefühl: «Es fängt jetzt erst an.»

DIY von A bis Z

Buffpapier machen alles selber, sie konzeptionieren, schreiben und entwickeln ihre skurrilen, clownesken Stücke zusammen, mal in Kooperation mit anderen, wie beim *Schaubuden Carnival*, mal als groteskes Trio mit Manuel Gmür, der seit 2006 mit dabei ist, oder im Laboratoire wie bei *Egon* oder zuletzt *Flash Gordon*. Einmal haben sie den Text des Autors Daniil Charms umgesetzt, sonst sind die Stücke Eigenproduktionen, bei denen sie auch die Texte selbst schreiben.

Sie probieren aus, verwerfen Ideen wieder, finden neue Anknüpfungspunkte. Dafür nehmen sie sich auch gern ein Jahr Zeit. Dass ihre Arbeit immer auch «work in progress» ist, macht es ein wenig schwieriger, wenn mehr Menschen involviert sind. Die Koordination erfordert eine konkretere Planung, auch für Auftritte, bei denen alle zusammenfinden müssen, oder gar für eine ganze Tournee. Aber auch wenn sie mit einem Stück unterwegs sind, geht die Arbeit weiter, die Stücke verändern sich vor Publikum, man müsse schon 20 Mal spielen, findet Stéphane.

Dass Buffpapier alles selbst machen, gilt nicht nur für die Stückentwicklung, sondern auch für den administrativen Teil – Förderanträge schreiben, Konzepte einreichen, Tourplanung, Werbung. Das frisst einiges an Zeit, die sie eigentlich lieber in den künstlerischen Prozess stecken würden. Sie haben es mit einer Managerin probiert, aber jemanden anzustellen, der sich nur um Buffpapier kümmert, ist teuer, und das Geld stecken sie lieber in eine weitere Person auf der Bühne und machen es am Ende doch wieder selbst. Schliesslich ist für beide die Arbeit mit der Compagnie der Hauptberuf.

Das Einwerben von Beiträgen gehört bei einer frei arbeitenden Truppe immer dazu, doch seit zwei Jahren erhalten Buffpapier darüber hinaus die Basisförderung des Kantons St.Gallen, was eine grosse Erleichterung bedeutet. Dank der Basisförderung können sie die beteiligten Künstlerinnen und Künstler nicht erst nach der Premiere bezahlen, können auch mal ein Jahr im Voraus planen. Reich werden Buffpapier dennoch nicht, aber trotzdem haben sie noch nie ein Projekt wegen des Geldes abgesagt. Dann verzichten sie lieber am Ende auf den eigenen Lohn.

Absagen und fehlende Planungssicherheit

Eigentlich steckten Buffpapier dieses Jahr mitten in der Entwicklung von *Apocalypso*, ihrem neuen Stück, einer Koproduktion mit Beteiligten aus Spanien und Frankreich. Im Juni wären sie bereits mit Tryouts unterwegs gewesen, doch hier hat ihnen die Pandemie einen Strich durch die Rechnung gemacht: Die Tryouts wurden abgesagt, die beteiligten Künstlerinnen und Künstler konnten nicht anreisen und die Proben, die in Frankreich und der Schweiz hätten stattfin-

den sollen, konnten während des Lockdowns nicht weitergehen. In St.Gallen konnten Buffpapier zwar weiterproben, doch *Apocalypso* musste auf nächstes Jahr verschoben werden.

Neben den konkreten Absagen bedeutet die Pandemie für sie vor allem Planungsunsicherheit in der Zukunft. Die Euphorie ist gedämpft, so empfinden sie es, und Franziska sagt, es herrsche eine seltsame Stimmung, weil es momentan wenig Perspektiven gebe und wenig Vertrauen in die Zukunft.

Das 20-jährige Jubiläum von Buffpapier möchten sie trotzdem begehen. Zehn Jahre Buffpapier haben sie nicht gefeiert, aber dieses Mal wird es ein Fest geben, und wenn schon, dann richtig: Sie feiern gleich fünf Tage lang, vom 9. bis 13. September. Es gibt kein Jubiläumsstück, sondern ein kleines Festival auf der Kreuzbleiche, für das sie befreundete Künstlerinnen und Künstler eingeladen haben, Menschen, mit denen sie bereits gearbeitet oder die sie bei Festivals kennengelernt haben, einfach Leute, die sie mögen. Das Festival ist eine Koproduktion mit dem Theater Café Roulotte, mit dem sie seit 2013 mehrfach zusammengearbeitet haben, und der Chocherey.

Twint statt Kollekte

Das Jubiläumsfest findet unter freiem Himmel statt, mit einem Stretch-Zelt, das vor Regenschauern schützt. Sie spielen gern draussen, denn der öffentliche Ort lockt Laufpublikum an. Zudem bietet draussen spielen grössere Freiheit, denn so können sie mehr selbst bestimmen, mehr selbst gestalten als in einem vorgegebenen Theaterraum. Ausserdem müssen sie sich in diesen speziellen Zeiten keine Gedanken über Zuschauerzahlen im Innenraum machen.

Dennoch sorgen sich die beiden ein wenig, ob die Beteiligten aus Spanien auch wirklich anreisen können. Buffpapier zeigen am Festival Teile aus *The New Show*, die 2018 auf dem Gallusplatz, ebenfalls unter freiem Himmel, Premiere hatte. Bei *The New Show* treten die bereits bekannten, ursprünglich für *Le Petit Cabaret Grotesque* entwickelten skurrilen Figuren auf, die sie seit nunmehr zehn Jahren begleiten: Isabelle la belle, Madame Jocaste und der Elefant, gespielt von Manuel Gmür. Isabelle la belle bekommt sogar bald eine weitere Solo-Show: *Me myself and I!*, die im Dezember im Palace Premiere haben wird. Auch dafür war geplant, ein Tryout der Produktion beim Schaubuden-Sommer in Dresden zu zeigen, doch wie so vieles in diesem Corona-Sommer wurde die Veranstaltung abgesagt und ins nächste Jahr verschoben.

Corona ist auch der Grund für eine weitere Neuerung, von der Buffpapier eigentlich gar nicht begeistert sind. Bei ihrem Jubiläumsfest spielen sie für Kollekte und lassen den Hut herumgehen. Franziska ist jedoch aufgefallen, dass viele Menschen seit Corona kaum noch Bargeld dabeihaben. So haben sie sich schweren Herzens entschlossen, die Möglichkeit der Twint-Zahlung einzurichten, auch wenn das eigentlich gar nicht recht passt zu ihrer direkten, körperlichen Kunst, zum Hutgeld.

Es bleibt also nur zu sagen: Strömt alle im September auf die Kreuzbleiche, feiert mit Buffpapier ihr Jubiläumsfest und nehmt ausnahmsweise mal wieder Bargeld mit, damit sich die Hüte füllen!

20 Jahre Buffpapier: 9. bis 13. September, Kreuzbleiche St.Gallen, in Zusammenarbeit mit dem Theater Café Roulotte und Chocherey.

buffpapier.ch

Figurentheatermuseum öffnet sein Türchen

Bild: pd

Dunkle Räume, vollgestopft bis unter die Decke mit Puppen und Figuren, bei denen auch die fröhlich gestalteten Gesichter bedrohlich wirken: Ein Figurentheater, wie es derzeit in Herisau entsteht, stellt man sich zunächst eher etwas unheimlich vor. Ein kleiner Rundgang durch die beinahe fertiggestellten Räume zeigt aber ein komplett anderes Bild. Im «Haus zur Linde», das direkt hinter dem Regierungsgebäude an bester Lage steht, sind die Zimmer mit den sehr tiefhängenden Decken nach den Landschaften eines Wandbildes benannt, das sich an der Westseite durchs ganze Gebäude zieht und den Räumen ihre eigene Atmosphäre verleiht. Die kleinen Räume sind nicht überfrachtet, sondern harmonisch gestaltet. Da ist nichts Bedrohliches dabei.

Höchstens vielleicht die lebensgrosse grüne Baumfrau, die im «Seezimmer» hockt. «Hier muss ich mir noch etwas überlegen», findet Museumsgründer und Figurentheatermacher Kurt Fröhlich. Das Museum soll vor allem auch Kindern eine Freude machen, und überall im Haus verteilt gibt es Ecken und Nischen, wo sich die kleinen und grossen Besucher selber betätigen, spielen und experimentieren können. «Kinderfreundlichkeit liegt mir besonders am Herzen», betont Fröhlich.

Seit über 40 Jahren lässt Kurt Fröhlich mit seinem «Fährbetrieb» für Kinder und Erwachsene die Puppen tanzen. Das Figurentheater sei ihm zugefallen, erzählt er. Übers Zeichnen sei er zum Tanz gekommen. Dort fehlte ihm aber irgendwann das Textliche. Verbunden mit seinem Talent fürs Handwerkliche landete er übers Schattenspiel schliesslich beim Figurentheater.

Seine Figurensammlung umfasst rund 400 bis 500 Stück, von denen

aber nur ein kleiner Bruchteil jeweils im Museum zu sehen sein wird. Der Grossteil stammt aus dem Bestand eines Dekorateurs namens Voigt, der in den 70er- und 80er-Jahren Asien bereiste und an seinem Lebensabend die Sammlung veräussern wollte. Irgendwie landete der Bestand im Historischen Museum Luzern, das nichts damit anzufangen wusste und sich überlegte, die Figuren aus aller Welt zu entsorgen. Das gehe nicht an, dachte sich Kurt Fröhlich, der lange Jahre Vorstand und Präsident von Unima Suisse, der Schweizerischen Vereinigung für Puppenspiel, war. In einer Ad-hoc-Aktion übernahm er zusammen mit Freunden die Sammlung.

Lange war unklar, was Fröhlich mit der Sammlung machen sollte. Bis er in Herisau, wo auch sein «Fährbetrieb» beheimatet ist, das «Haus zur Linde» erwerben konnte. Die letzten eineinhalb Jahre war er vor allem damit beschäftigt, das alte Haus eigenhändig wieder in Schuss zu bringen. Nur für die statischen Arbeiten zog er einen Zimmermann bei.

Nun ist fast alles eingerichtet. Nebst den burmesischen und den eigenen Puppen werden auch verschiedene Wechselausstellungen anderer Figurentheatermacherinnen und -macher aus der Schweiz zu sehen sein. Ein eigens eingerichtetes Intranet bietet für Interessierte weiterführende kulturhistorische Informationen zu den alten und neuen Exponaten. Das Figurentheatermuseum soll aber auch ein Dokumentationszentrum für die schweizerische Szene und die Theaterforschung werden. Die Fähre hat jetzt einen zweiten Hafen. (hrt)

Eröffnung: 18. September, 19 bis 20 Uhr, 19. September, 10 bis 22 Uhr

figurentheatermuseum.ch

Kein Zeitvertreib, sondern Broterwerb

Die Malerin Martha Stettler (1870–1945), rechts, mit ihrer Lebenspartnerin, der Malerin Alice Dannenberg (1861–1948), um 1895, im Atelier in Paris.

Bald 50 Jahre Frauenstimmrecht in der Schweiz – eine Errungenschaft, hinter der ein jahrzehntelanger Kampf steht. Das Historische und Völkerkundemuseum (HVM) beleuchtet in seiner neuen Ausstellung eine weitere Emanzipationsgeschichte der Frauen, denn auch zur Bildenden Kunst mussten sie sich den Zugang erst erkämpfen.

Beispiel gefällig? Erst vor wenigen Jahren forderte die Kunstkritikerin Julia Voss: «Wir müssen die Kunstgeschichte umschreiben.» Sie hat eine Biografie geschrieben über eine radikale Pionierin des Abstrakten, Hilma af Klint. Mondrian, Kandinsky, Malewitsch – man kennt sie alle, sie sind Teil des Kanons. Kandinsky reklamierte das allererste Bild der abstrakten Malerei für sich, das war 1911. Dass jedoch af Klint ihren männlichen Kollegen um Jahre voraus war, war lange ein gut gehütetes Geheimnis. Sie fehlt (noch) im Kanon. Erst im Juni hat das Kinok den sehr lohnenden Dokumentarfilm über af Klint gezeigt: *Jenseits des Sichtbaren*.

So wie ihr erging es vielen Künstlerinnen. In der aktuellen Ausstellung des HVM werden nun elf zwischen 1825 und 1895 geborene Frauen vorgestellt, deren Leben und Werk für das Schweizer Kunstschaffen repräsentativ ist. Alle gehören zu den Pionierinnen der Bildenden Kunst in der Schweiz: Sie malten nicht zum Zeitvertrieb, wie es für Töchter aus gutem Hause damals üblich war, sondern widmeten sich ernsthaft der Kunst als Broterwerb. «Ihre qualitativ hochstehenden Werke bestehen problemlos den Vergleich mit denjenigen von männlichen Kollegen», schreibt das Museum in der Ankündigung. «Obschon sie nicht die gleichen Voraussetzungen betreffend Ausbildung und Ausstellungsmöglichkeiten besassen.»

Unter den Malerinnen befinden sechs Ostschweizerinnen: Anna Elisabeth Kelly (1825–1890), die erste namentlich bekannte St.Galler Malerin, die aus Herisau stammende, lange in England als Porträtistin tätige Ida Baumann (1864–1932), Marie-Louise Bion (1858–1939) aus altem St.Galler Geschlecht, Martha Cunz (1876–1961), berühmt für ihre japanisierenden Farbholzschnitte, die Pazifistin Hedwig Scherrer (1878–1940) und die Textilkünstlerin Maria Geroe-Tobler (1895–1963), ausgebildet im Bauhaus in Dessau. Winterthur ist mit der vielseitigen Sophie Schäppi (1852–1921) vertreten, Zürich mit der energischen Ottilie Wilhelmine Roederstein (1859–1937). (co)

Berufswunsch Malerin! Elf Wegbereiterinnen der Schweizer Kunst: 29. August bis 31. Januar, Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen hvmsg.ch

Katalog: Daniel Studer (Hg.), *Berufswunsch Malerin! Elf Wegbereiterinnen der Schweizer Kunst aus 100 Jahren*, Verlag FormatOst, 2020

*5ünfstern: 240 Kunstschaffende öffnen ihre Ateliers

«Jetzt erst recht!», lautet die Devise, denn *5ünfstern findet statt. Nach Monaten intensiven Kunstschaffens hinter verschlossenen Türen präsentieren ab Ende August insgesamt 240 Künstlerinnen und Künstler aus vier Ostschweizer Kantonen und 90 Ortschaften ihre Werke. Mit einer grossen Bandbreite an kreativen Ideen und Anschauungen im Bereich Bildender Kunst ist fest zu rechnen.

Wer sich hierfür interessiert, sollte sich die Zeitspanne genau merken und geflissentlich im Kalender eintragen. Konzertierte Aktionen wie diese sind selten genug. Beim geplanten Besuch der Ateliers sollte allerdings bedacht werden, dass nicht alle Kunstschaffenden ihre Werkstätten durchgehend dem Publikum öffnen. Manche Atelier-Inhaberinnen machen ihre Kunstwerke lediglich an einem Tag zugänglich, andere öffnen über Tage und Wochen.

Vor der Besichtigung eines Ateliers empfiehlt sich daher zuallererst ein Besuch auf fuenfstern.com. Die Webseite informiert zeitnah über die jeweiligen Öffnungszeiten der Werkstätten und ermöglicht zudem einen schnellen Überblick über sämtliche teilnehmenden Künstlerinnen und Künstler der vier Kantone Ausserrhoden, Innerrhoden, St.Gallen und Thurgau. Nicht zuletzt findet man hier Hinweise zu besonderen Anlässen und zu den Angeboten in den jeweiligen Ateliers.

In Rapperswil-Jona haben sich in diesem Jahr die meisten Kunstschaffenden zusammengeschlossen. Sie öffnen ihre Werkstätten am Wochenende vom 4. bis 6. September. Die offenen Ateliers ergänzen die Ausstellung der Künstlervereinigung Rapperswil-Jona, die zu gleicher Zeit im Schloss in Rapperswil stattfindet.

*5ünfstern ist ein Projekt der Kulturzentrale Brigitte Kemmann, St. Gallen. 2020 findet es letztmalig statt. (Karsten Redmann)

28. August bis 1. November, verschiedene Orte in AI, AR, TG und SG

Infos und Programm: fuenfstern.com

Lust auf bessere Zeiten

War das Absicht? Sein Künstlername passt auf 2020 wie Arsch auf Eimer. Marc Frischknecht alias Yes I'm Very Tired Now bezeichnet wohl den Kollektivzustand unserer Gesellschaft seit Beginn der Pandemie im März. Heute, fünf Tage – pardon – fünf Monate nach den ersten Lockdown-Massnahmen ist das Album *100 Years* schauerlich aktuell.

Mit eingängigen Beats, Stromgitarren und Synthesizern versteht Frischknecht beim Zuhörer eine gewisse Art von süsser Melancholie hervorzurufen. Die Passage «Am I happy or do I need some help» aus dem Song *It's OK* ist wohl eine der zentralen Fragen, die man sich in den letzten Monaten gestellt hat. Dieses Album ist kein Sommeralbum, passt aber so gut in den August wie in den März und könnte hie und da auch aus den 80er-Jahren stammen.

Es beginnt mit *Hold on* relativ langsam, um nicht zu sagen langweilig, lässt aber sofort auf mehr hoffen. Und das Mehr kommt: Highlight auf der Scheibe ist definitiv das aufbauende *I Tried A Summer*, das viel Tanzfreude und Rastlosigkeit aufkommen lässt. Es erinnert an Rooftop-Partys und Sommerhitze, verbunden mit viel Nachdenklichkeit. Gleichermassen ist das Teil aber auch kritisch, schreibt der Künstler: «Die Kehrseite vom heissen Sommer wird an den klimatischen Veränderungen und Herausforderungen gespiegelt.»

Mit dieser Vergänglichkeit des Seins beschäftigt sich der zweifache Vater auch im Song *Geronimo*: «How many sunday mornings are left for me – How many kisses will I get from the hearts of my children». Auch der Albumtitel selber spielt mit dieser Flüchtigkeit der Existenz, sagt der Künstler: «Ist es nicht das Alter, welches wir alle erreichen möchten?» Den Abschluss macht schliesslich ein eindrückliches Electro-Cover von David Bowies *The Man Who Sold The World*, das auch schon Nirvana gecovert haben.

Alles in Allem ist *100 Years* ein ziemlich gelungener Parcours an Emotionen, Melancholie, Freude, Zukunftsangst und Aufbruchsstimmung. Qualität der Musik und das Songwriting überzeugen durchs Band und fegen gelegentliche Makel beim Gesang weg. Das Album macht Lust auf mehr – und auf bessere Zeiten. (zul)

Yes I'm Very Tired Now: *100 Years*

Live: 11. September, Grabenhalle St.Gallen und 4. Dezember, Treppenhaus Rorschach

Voll in die Presse

Der St.Galler Tobias Maienfisch alias LOWRAY wartet mit einer neuen Platte auf. Nach einer EP vor drei, und einem Live-Album vor vier Jahren präsentiert er mit der Vinyl-LP *When Are You Coming Home* nun sein drittes Werk.

Die Platte beginnt mit akustischer Gitarre. So weit, so normal. Doch dann brätscht die Stimme von Maienfeld ins Ohr. Ein tiefer Bass, eine eher raue Kopfstimme sorgen für Ausgleich und gleichzeitig Konflikt, nicht im irritierenden, sondern im interessanten Sinn. Grosses Highlight der Platte ist zweifelsohne *No One Else Will Come Out Tonight.* Mit Brigitte Knöpfel (Eibish) hat sich LOWRAY eine eindringliche, atemberaubende Stimme mit auf die Platte geholt. Zusammen schaukeln sie sich zu einem monumentalen Gesangsfinale auf – Hühnerhaut!

Bei *Counting Cars* fühlt man sich in ein gemütliches, lautes Pub versetzt, vielleicht kein irisches, das wäre zu klischeebehaftet, eher eines in Brisbane am River. Und bei *Counting Cars* sieht man Maienfisch vor seinem inneren Auge, wie er auf der gelben Strassenmarkierung einer amerikanischen Landstrasse steht. Der Song handelt von Maienfischs Kindheit, verrät er.

Die Welt komme dann schon wieder in Ordnung, solange das neue iPhone rauskommt, schreit der 40-Jährige in *Floods* und hängt im Refrain an: «Watch 'em die in high-definition.» Mit diesen Worten spricht er auch die Umweltzerstörung an. Und «dass wir unsere teuren Sachen irgendwo im Ausland produzieren lassen und unseren Müll dahin wieder zurückschicken.»

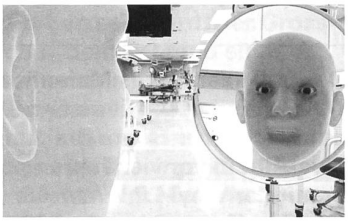
Im Opener befasst sich LOWRAY mit der lieben Selbsterkenntnis: «Es ist wichtig, seinen eigenen Weg zu gehen und nicht blind durchs Leben zu irren.» Sonst falle man aus dem Rhythmus – *Out Of Step*, halt.

Nebst Brigitte Knöpfel hat sich Maienfisch auch Hilfe bei Till Schacher (Saint City Orchestra) geholt, der an der Violine zu hören ist. Ausserdem ist noch ein spezieller Mensch auf dieser LP zu hören. Der kürzlich verstorbene Drummer Thomas Troxler war für die Perkussion zuständig. Mehr über ihn und wie seine Weggefährten ihn erlebten auf den Seiten 12 und 13. (zul)

LOWRAY: *When Are You Coming Home,* erschienen im Eigenvertrieb auf Vinyl (inkl. CD) lowray-music.com

Taufe: 5. September, 19 Uhr, Wilde Möhre, Lattich, St.Gallen

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug

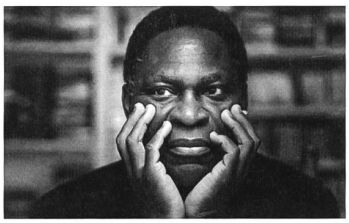


Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Programmierte Gefühle

Wenn sich die emotionale Intelligenz der Menschen und jene der Maschinen annähern, wissen wir dann noch, wie wir wirklich fühlen? Das Haus der elektronischen Künste zeigt, wie Technologie und Medien unsere Gefühle beeinflussen. Die Werke der 20 Kunstschaffenden reichen von künstlicher Intelligenz, Gaming und interaktiven Installationen über Robotik und Biometrie bis zu Videoinstallationen, virtueller Realität und Fotografie.

Real Feelings – Emotionen und Technologie
bis 15. November, Haus der elektronischen Künste (HeK), Münchenstein, hek.ch



BKA
BERNER KULTURAGENDA

Vertonte Muttersprache

Verschiebungen in der Gesellschaft, seismografische Schwingungen, Bewegungen in der Erdkruste: «Tektonik» lautet das Thema am diesjährigen Musikfestival Bern. Die feinen Verschiebungen und lautstarken Paukenschläge können am Festival für zeitgenössische, improvisierte, experimentelle und elektronische Musik an über 40 Veranstaltungen erlebt werden. Etwa am Konzert des Ensembles Mothertongue um den St.Galler Komponisten Charles Uzor, das sich mit der Wandlung unserer Muttersprache auseinandersetzt.
Musikfestival Bern
2. bis 6. September, diverse Orte in Bern, musikfestivalbern.ch

KuL

Theatralische Verhexung

Dieses Jahr inszeniert die Freilichtbühne Rüthi in Fortsetzung ihrer langjährigen Freilichttheater-Tradition das Stück «Anna Göldi», geschrieben und aktualisiert von Theater- und Filmautor Kuno Bont. Damit erzählt das Stück wiederum eine regionale Geschichte und bringt ein lebendiges Gesellschaftsbild des 18. Jahrhunderts auf die Bühne.

Anna Göldi
4. bis 20. September, Freilichtbühne Rüthi, freilichtbuehne.ch, annagoeldi-theater.ch

041
www.null41.ch

Offene Pizzagesellschaft

In Kriens werden Gaumen- und Ohrenfreuden kombiniert: Die neue Konzertreihe «Jazz & Pizza» bietet, was der Name verspricht. Manuel Kaufmann, Patrick Müller und Luca Sisera wollen auf dem Areal der Krienser Teiggi einen «hyperoffenen» Ort schaffen. Eine Initiative mit Musik und italienischer Spezialität gegen Unsicherheit und Misstrauen, für Mut und Neugier.

Jazz und Pizza
6., 13., 20. und 27. September, 17 Uhr, Teiggi-Areal, Kriens, jazzundpizza.ch

Coucou

Nachdenkliche Tauben

Für einmal musst du dich nicht entscheiden, ob Kino oder Konzert, denn du kannst beides gleichzeitig haben: Das Kino Cameo und das Salzhaus kollaborieren mit Sound und Film. Emilie Zoé und Christian Garcia-Gaucher vertonen mit ihrer imperfekten und sanft störenden Musik den schwedischen Film «A Pigeon sat on a Branch Reflecting on Existence». Regisseur Roy Anderson philosophiert darin kritisch über das menschliche Dasein, Tun und Verhalten.

Ciné-Concert
16. September, Kino Cameo, Winterthur, kinocameo.ch

ZugKultur

Fröhlicher Selbstbetrug

Die Bühne hat ihn wieder. Nach dem Ende von «Late Update» auf SRF tut Michael Elsener das einzig Sinnvolle: Er biegt sich und uns die Welt glücklich. Sein frischgebackenes Bühnenstück «Fake Me Happy» ist die «ideale Ergänzung zu unserem täglichen Selbstbetrug», so der Elsener. Und: «Die beste Schweizer Comedy Show 2023», schreibe die «New York Times» dazu.

Fake Me Happy
25. und 26. September, 20 Uhr, Theater Casino Zug, theatercasino.ch

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Vorbildliche Heldinnen

Anfang September wird Baden wieder zum Wallfahrtsort der Fans des animierten Films. Das internationale Festival bringt Farbe und mondänes Flair in die Bäderstadt und Gelegenheiten, einzigartige Animationsfilme aus aller Welt auf Grossleinwand zu sehen. Schwerpunkt dieses Jahr sind die Heldinnen: Frauen mit Superkräften, übernatürlichen Begabungen – Vorbilder, die sich nicht um patriarchale Erwartungen kümmern. Zudem steht das dänische Filmeschaffen im Fokus.
Fantoche
1. bis 6. September, diverse Orte in Baden, fantoche.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org